

Der
Freiherr von Erbach.

Roman

von

Sylva Testa.



Riga.

L. Hoerschelmann, Verlag.

1894.

Der
Freiherr von Erbach.

Roman

von

Sylva Testa.



Riga.

E. Hoerschelmann, Verlag.

1894.

Est.
Дозволено цензурою. Рига, 4 Декабря 1893 г.



5372



Kapitel I.

Regen, Regen und wieder Regen — die ganze Welt grau in grau! Wenn das wochenlang so anhält, wird schließlich ein Jeder übelgelaunt, — zumeist jedoch der jugendliche Ferienreisende, welcher, nur dürftig mit lästigem Schuhwerk und Leibeshüllen, dafür aber um so reichlicher mit Illusionen versehen, aus der engen Studirstube in's Freie zieht, und nun den ewig blau geträumten Himmel voll grauer Wolken hängend findet, — Wolken, die heute, wie gestern und wer weiß, für wie lange noch, an den Bergen haften, — gleich schlaffen, zerfetzten Segeln einer einst fröhlich dahinfahrenden Flotte, die der Wind hier zusammenblies und vergaß.

„Nein, diese Sommerfrische geht mir nun endlich über den Spaß“, klagte fröstelnd ein junger Studiosus, nachdem er geraume Zeit mit verhaltenem Unmut aus einem Fenster des „Hotel Bellevue“ zu St. Moritz, durch das gleichmäßig fortspinnende Regengeriesel auf den grauen See und die grauen Berge geblickt hatte. „Ein BADELEBEN in des Begriffs verwegenster Bedeutung: Geh-, Steh- und Sitzbäder, zur Ab-

wechslung nasse Umschläge über den ganzen Leib“; er deutete auf einige, vor dem Ofen dampfende Kleidungsstücke — nein, wenn's beschloffen ist da droben, daß ich im Feuchten leben soll, so zapfe ich mir lieber ein weit köstlicheres Maß vom Faß das doch einen Spunt hat, den man mit Manneskraft zuschlagen kann, wann es einem beliebt.“

„Ein Verbrechen, welches Du gewiß nicht begehen wirst,“ entgegnete sein Gefährte, der sich bisher, behaglich in die Sophaecke gedrückt, schweigend verhalten hatte. Die Stimme klang frisch und angenehm und paßte gut zu der kräftigen Gestalt und dem offenen Gesichte des jungen Mannes.

„Du hast leicht reden! — Du besitzt die Geduld eines Lammes, lieber Berndt,“ rief der Erzürnte, sich gleichfalls auf dem Sopha niederlassend.

„Oder eines Philosophen,“ erwiderte dieser gelassen, „freilich gleichen sie einander bisweilen auf ein Haar: Das Lamm hat Geduld — wohl aus Dummheit, der Philosoph aus Weisheit, aber das Resultat ist dasselbe“.

„Philosophie hin, Philosophie her,“ brummte der Andere, „wen brachte sie je auf's Trockene! Morgen ziehe ich ab, — meine Gründe kennst Du! Indem ich fliehe, schlage ich Deine Weisheit in die Flucht! Wein, Weib und Gefang soll leben! — ein pereat dem Regen und der Langenweile!“

„Sieh nur mit überlegenem Lächeln auf des gemeinen Erdensohnes Lust und Leid herab. Deine Geliebte ist die

ewige Natur — schön, groß und erhaben; aber wenn sie ihre weinerlichen Grillen hat, und ihre kühlen Seiten aufzieht, da könntest Du Dir den Schnupfen holen, eh' sie zu atmen, zu erwärmen beginnt an Deiner Dichterbrust!" Er fröstelte abermals, rieb sich die schmalen, biegsamen Hände und klagte, sie Berndt hinhaltend: „Sieh nur, wie starr meine Finger geworden sind, sie steifen sich zum Schwur nie wieder eine Rhapsodie von Liszt fertig zu bringen!"

Berndt zeigte wenig Teilnahme für so kleine Leiden. Er zündete sich eine Cigarre an und sagte, den Faden des Gespräches von vorhin wieder aufnehmend: „Das trifft sich übrigens recht glücklich mit unseren verschiedenen Neigungen, so sind wir sicher davor, uns aus Eifersucht in die Haare zu geraten.“

„Eifersucht“, wiederholte Raoul, ein elegantes Cigarettenetui aus der Brusttasche ziehend — es lag eine unsägliche Geringschätzung in seinem Tone — er, der Verwöhnte, immer Siegesgewisse — vor diesem grünäugigen Ungetüm fühlte er sich sicher, sicher auch durch sein leichtes Herz, das bis jetzt nur eine glänzende, bald lachende, bald stürmisch bewegte Oberfläche zeigte, aber keine Tiefe, in der Liebe, Schmerz und Erinnerung wohnen konnten.

Wie hatten zwei so grundverschiedene Menschen, wie er und Berndt von Erbach sich aneinander geschlossen? Raoul fragte wahrlich nicht darnach. Der Zufall war ihres Bundes

Stifter, der große Wirbelwind, der sich so oft einen Spaß daraus macht, das Heterogenste aus allen vier Enden der Erde zusammenzufügen, und das Homogenste auseinander zu blasen, auf Nie- und Nimmerwiedersehen!

In ihrer äußeren Erscheinung schon waren diese zwei Contraste. Raoul Courtry, der Sohn eines reichen Frankfurter Handelsherrn, französischer Herkunft, verriet durch sein dunkles Colorit und den heißen Blick der großen, schwarzen Augen, sowie durch die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und Gesten, den Südländer. Von mittlerem Wuchse erschien er durch Ebenmaß und elegante Haltung größer, als er war, was ihm, an der Seite seines breitschultrigen Genossen wohl zu Statten kam. Dieser war der Typus eines jungen Germanen: Lichtbraunes Haar legte sich ihm in dichten Wellen um die breite Stirn. Eine kurze, gerade Nase, dunkel graublaue, ruhig blickende Augen und ein weicher Vollbart, der das Gesicht umrahmte, und die Oberlippe bedeckte, den heiteren Zug verbergend, der sie so oft umspielte, gaben ihm etwas männlich Ernstes neben dem Gefährten, dessen feine, fast mädchenhaft weichen Züge in steter lächelnder oder nervös unruhiger Bewegung waren. Den Altersunterschied von einem Jahre hätte man für bedeutend größer halten können. Nicht minder, als im äußeren Menschen, waren sie im inneren verschieden: Raoul amüßant, liebenswürdig, talentvoll, ein rühriger, brillanter Faullenzer, hatte kein anderes Ziel, als

vergnügt sein, beliebt sein, das Leben genießen. Mit naivem Egoismus nahm er Zeit und tausenderlei Gefälligkeiten seiner Bekannten, die er sämmtlich „Freunde“ nannte, in Anspruch, und vergalt es ihnen durch Wit, reizendes Clavierpiel und unererschöpflich gute Laune, wenn er sich nicht zufällig in seiner bezaubernden Werther-Stimmung wiegte, die ihn erst recht interessant und zum Helden manches verschwiegenen Mädchen-traumes machte. Die Melancholie, wie die gute Laune mußte aber beständig in Umlauf gesetzt, in kleiner Münze, mit Kling und Klang ausgegeben werden. Von Kind auf war er daran gewöhnt, sich unter fremden Leuten, herum zu treiben, und sich überall behaglicher zu fühlen, als daheim bei dem kalt-herzigen Vater und der Weltbame, seiner Mutter.

Berndt dagegen führte ein so reiches, inneres Leben, daß bei aller treuherzigen Offenheit seines Wesens, das tiefste und beste Denken und Fühlen in der Brust bewahrt blieb, bis er es rückhaltslos geben konnte, wo er volles Verständniß fand, wie daheim bei Marga, seiner einzigen Schwester. Wie freute er sich auf seine Rückkehr nach Stolpen, dem Landgute des verstorbenen Großvaters, das nun sein Eigenthum war. Schöne Kindererinnerungen machten ihm und Marga den Ort teuer, an welchem sie, die früh Verwaisten, unter der Obhut des freundlichen, alten Mannes herangewachsen waren. Manche langgehegten Pläne landschaftlicher und landwirtschaftlicher Reform, wie auch allerlei menschenfreundliche Absichten hoffte

er nun zu verwirklichen, und die kluge, thatkräftige Schwester sollte ihm dabei helfen. Auch die nahe Nachbarschaft von Königsberg war ihm eine angenehme Aussicht. Konnte er doch dort, an der Universität seine, mit Feuereifer betriebenen naturwissenschaftlichen Studien fortsetzen. Nicht aus Eitelkeit hatte er sich den Doctorgrad erworben, sondern mit der Absicht, zeitlebens weiter zu arbeiten auf Gebieten, deren Wunder ihn zu begeistertem Forschen drängten. Nach St. Moritz war er gekommen, um von dort aus, als Geologe und Botaniker die großartige, ihm bisher fremde Alpenwelt zu durchstreifen. Raoul hatte sich ihm angeschlossen, um in der belebenden Luft die angespannten Nerven zu stählen. Einen Zweck, den er an der Seite seines soliden Gefährten wohl oder übel erreichen mußte. Um neun Uhr schlief dieser bereits den Schlaf des Gerechten, ermüdet von seinen nassen Bergpartien, und dem, über solche altjungferliche Lebensweise empörten Raoul blieb nichts übrig, als sich ebenfalls auf's Ohr zu legen.

Am nächsten Morgen goß es nach wie vor, und Raoul reiste wirklich ab, mit so und so vielen anderen Enttäuschten beiderlei Geschlechts in einer engen Diligence zusammengesperrt. Berndt begleitete ihn bis zum Posthause, nachdem er ihm Alles eingepackt und besorgt hatte.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang,“ merk' Dir das, Du alte „Gule von Athen“, waren die letzten, lachend zum Kutschenfenster hinaus-

gerufenen Worte gewesen, und ehe Berndt noch auf diese kameradschaftliche Schnödigkeit entgegnen konnte, rollte das schwerfällige Gefährt auch schon davon.

In diesem Augenblick gewahrte Berndt zu seiner freudigen Ueberraschung, daß es nicht mehr regnete und gleich darauf, wie den Abreisenden zum Hohn, brach ein heller Sonnenstrahl aus den Wolken. Bald blaute ihm zu Häupten der schönste Engadinhimmel, und Schneekoppen und Gletscher erglänzten im strahlenden Lichte. Er schlug den Weg zur Meierei ein, am Seeufer entlang. Von den weitragenden Zweigen der Lerchen und Arven fielen ihm glitzernde Tropfen auf Hut und Rock. Ihm war so leicht zu Sinn, das machte der Sonnenschein, so leicht und froh, als müßte ihm gleich etwas außerordentlich Angenehmes begegnen — und in der That — es begegnete ihm auch wirklich, in Gestalt eines kleinen, dicken Mannes, dessen Anblick ihn lebhaft überraschte.

„Konrad“, rief er, „Du hier! sag’ doch mal, blutarm bist Du nicht, Fußtouren machst Du nicht — was in aller Welt —“

„Blutarm bin ich nicht,“ wiederholte der also Begrüßte und streichelte sich, vor Berndt stehen bleibend, die glattrasirten, roten Backen — „Fußtouren mache ich nicht“ — dazu trommelte er sich wohlgefällig auf sein stattliches Bäuchlein, „und hier bin ich, um mit Fräulein von Merbitz allerlei Wichtiges zu besprechen. Sie hat mich kommen lassen — Du weißt ja, daß

ich mich in der angenehmen Stellung ihres Geschäftsführers, Administrators, Haus-, Hof- und Plaisirmeisters befinde — ein großes Vermögen, ausgedehnte Domänen — nun, ihr seid ja Grenznachbarn und somit ist Dir das alles bekannt.“

„Keineswegs“, entgegnete Berndt — „ich bin jahrelang nicht in der Heimat gewesen, damals war sie noch nicht Besitzerin von Schöneberg, sie erbt es von einem Onkel, das ist alles was ich weiß!“ —

„Das ist auch die Hauptsache“, meinte Konrad, indem er Kehrt machte, und an Berndts Seite der Meierei zuschritt.

„Ich will Dich auf Deinem Sanitätsgange begleiten,“ sagte er, „aber bitte nimm Rücksicht auf meine Corpulenz und mäßige Deinen Schritt!“ Er nahm den Hut ab, wobei sein blondes Haupt einen ziemlich gelichteten Scheitel aufwies, und wischte sich den Schweiß von der hohen, weißen Stirn, der flachen Nase und dem bartlosen Kinn. Dabei sah er Berndt, dessen Heiterkeit ihm nicht entging, scharf durch die goldene Brille an, und sagte mit komischem Ernste: „Sa, lache Du nur, mein Bäcklein macht mich um zehn Jahre älter als ich bin, es hat mir schon in jungen Jahren das allgemeine Zutrauen erworben, und mir den Weg zu Aemtern, Einkünften und Ehren gebahnt, die für einen so schlanken Menschen, wie Du einer bist, unerreichbar sind!“

„Beruhige Dich, auf meinen oft recht steilen Wegen, könnte ich Deinen prächtigen Bahnbrecher gar nicht brauchen,“

meinte Berndt belustigt. Aber um wieder auf Deine GÖmmerin zu kommen, wo wohnt sie? Ich muß ihr meine Aufwartung machen, denn im Herbst beziehe ich Stolpen, und wenn sie hier meinen Namen in der Fremdenliste sieht, und ich nicht wenigstens eine Karte abgegeben habe, so bin ich in Acht und Bann erklärt."

"In Hotel Culm wohnt sie", berichtete Konrad, „und langweilt sich sträflisch — wenn Signora Salvini ihr nicht die Grillen verscheucht."

"Signora Salvini!" rief Berndt erregt, und „Stella?"

"Stella ist mit ihr", erwiderte Konrad gleichgültig. „Im vorigen Winter hat sie, wer weiß wo alles in Europa herumgesungen, unter riesigem Beifall. Du hast natürlich davon gehört?"

Berndt nickte.

„Nun, mit zwanzig Jahren ist man eben noch ein zartes Pflänzchen, und jetzt hat das Lied ein Ende, — kein Ton mehr in der Kehle, kaum die Kraft drei Schritte zu machen". — Damit reichte er Berndt die Hand, und sie trennten sich mit der Abmachung, um zwei Uhr auf der Culmterrasse wieder zusammen zu kommen. Berndt leerte stehenden Fußes ein Glas Milch in der Meierei, und kehrte auf dem Wege, den er gekommen war, nach Bellevue zurück. Er beachtete nicht mehr die sonnige Umgebung, sein geistiges Auge ruhte auf Bildern der Vergangenheit.

Acht Jahre waren es her, seit er mit dem Großvater den Sommer in Norderney verbracht hatte, und sie mit den Salvini's in einem Gasthause wohnten. Er und Stella waren vom ersten bis zum letzten Tage unzertrennlige Gefährten gewesen. Er sechszehn, sie elf. — Wie hatte er bis dahin, in echtem Knabenstolze alle kleinen Mädchen verachtet, und wie hatte sie ihn in der ersten Stunde verwandelt, ja zu ihrem Sklaven gemacht! Aber sie war auch kein kleines Mädchen, wie andere, — sie war mit ihren elf Jahren klüger, als er mit seinen sechszehn; — sie sprach wie eine Weltbete, befahl wie eine Königin, und war dabei mutig und gewandt wie ein Junge.

Signora Salvini, von einem Verehrerschwarme umlagert, fragte nicht viel nach dem Kinde; so konnte sich Stella nach Herzenslust mit ihm im Boote oder am Gestade herumtreiben. Noch sah er sie mit der Behendigkeit einer jungen Gais den großen Granitblock erklimmen, und trutzig oben stehend, seine mißglückten Versuche, ihr zu folgen, belachen. Aber dann gelang es ihm doch, und sie saßen beide oben — sie, nachdem sie sich eben noch vor Lachen geschüttelt hatte, ganz still, die kleine Hand in der seinen, ihn mit den großen Augen, die immerfort den Ausdruck, ja sogar die Farbe wechseln konnten, fragend anschauend. Er mußte erzählen von gräulichen Ungeheuern des Urwaldes oder der Meeres-tiefe, unter denen er so gut Bescheid wußte, vom Nibelungen-

hort, von Brunhild und Siegfried und den edlen Sängern der Wartburg. Der Wind spielte ihm ihre braunen Locken in's Gesicht — sie waren seidenweich und dufteten wunderschön.

Er hatte lange nicht an die kleine Stella gedacht, und nun war ihm das Alles wieder so deutlich — auch die Abschiedsscene!

Um Mittag sollten Salvinis reisen, und am Morgen war sie noch mit ihm auf den Stein geklettert. Er hatte wieder erzählen müssen, und sie hatte erst ernsthaft zugehört, darauf aber getollt wie gewöhnlich, indem sie sich vergeblich anstrengte, ihn hinab zu stürzen; dann war sie ihm plötzlich leidenschaftlich schluchzend um den Hals gefallen, was ihn so rührte, daß er gleichfalls in Thränen ausbrach, aber dabei tief beschämt über sein unmännliches Gebaren, sich energisch von ihr zu befreien suchte. Im selben Augenblicke war die Signora erschienen, und holte sich ihr Töchterlein, indem sie es an den Beinen fachte herabzog, denn gutwillig zu folgen hatte Stella sich geweigert.

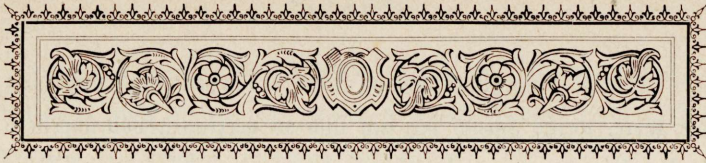
Berndt war auf dem Steine sitzen geblieben und hatte ihr nachgeschaut, wie sie neben der teilnamlosen Mutter herging, das Tuch an die Augen gepreßt. Ehe sie in die Straße bogen, die sie seinen Blicken entzog, blieb die Kleine stehen und winkte ihm ein letztes Lebewohl. Dann nahm die Mutter sie beim Arm und zog sie mit sich fort. Da hatten sich seine Blicke auf's Neue getrübt, trotz mannhafter Gegen-

wehr, und das Gesicht in den Händen bergend, schluchzte er „Stella, meine kleine Stella!“ —

Nie zuvor hatte er sie „seine kleine Stella“ genannt, erst jetzt, wo sie fort war!

Bis er mit seinem Großpapa abreiste, saß er täglich auf dem Stein, dachte an „seine kleine Stella,“ und rief sich all' die schönen Lieder und Verse in das Gedächtniß, die sie ihm gesagt, oder mit ihrer süßen, klaren Stimme gesungen hatte. Er schrieb ihr auch, und zuerst, zwei oder dreimal, erhielt er eine dürftige, vielgeklefzte Antwort, die er in sein Taschenbuch legte. Bald kam keine Antwort mehr, und auch er gab das Schreiben auf, wußte er doch nicht einmal, ob seine Briefe sie bei ihrem Wanderleben erreichten. Eine einseitige, gefühlvolle Correspondenz in's Blaue zu führen, welcher Sechszehnjährige wäre wohl auf die Dauer so romantisch!

Im vergangenen Winter erst hatte er wieder von Stella gehört, als ihr Künstlerruhm durch alle Blätter flog — und heute vernahm er, sie sei nicht mehr die gefeierte Sängerin, sie gehöre nicht mehr der ganzen Welt, und sonderbar, er vernahm es nicht ungern.



Kapitel II.

Der laugentbehrte Sonnenschein lockte sämtliche Hotel- und Villen-Gäste in's Freie, wenn auch nicht gleich in's Weite, denn nach den vielen Enttäuschungen wollte Niemand dem blauen Frieden recht trauen.

Als Berndt auf der Terrasse des Hotel Culm erschien, fand er die Baronesse von Merbitz, Signora Salvini und Konrad Steiner am sonnigsten Plätzchen etablirt. Alle Drei begrüßten ihn freudig, wie man eben einen begrüßt, von dem man hofft, er werde der gähnenden Längenweile irgendwie abhelfen. Er jedoch schien nicht besonders aufgelegt zu längerer Unterhaltung, sondern fragte nach einigen conventionellen Worten, ob er wohl auch die Signorina begrüßen dürfte.

„Ja, gehen Sie nur“, entgegnete Signora Salvini, und wies nach einer Rohrcouchette in einiger Entfernung unter einem weiß und roten Zeltdache, „sie wird sich freuen, arme Kleine! Herr Steiner hat Sie schon angekündigt.“

Wenige Augenblick darauf stand er neben ihr, und hielt die zarte, weiße Hand, die sich ihm so vertrauensvoll überließ, in der seinen.

War dieses schöne Mädchen mit dem sanft verschleierten Blick und dem wehmütigen Lächeln seine trutzige, überfrohe, kleine Spielgefährtin?

War der ernste Mann mit dem braunen Bart, der ihre Hand in so festem Griff hielt und dabei so treuherzig, mit-leidsvoll auf sie herabblickte, ihr lustiger Kamerad, ihr Beschützer?

Sie machte zuerst dem Schweigen ein Ende, wohl fühlend, daß er um eine passende Auredede verlegen sei.

„Du“ konnte er doch nicht mehr sagen, und Signorina Salvini wollte ihm ebenso wenig von den Lippen. „Lieber Berndt“, sagte sie einfach, wie froh macht mich dieses Begegnen, setzen Sie sich zu mir, und erzählen Sie, — erzählen Sie mir aus Ihrem Leben.“

Er zog einen Feldstuhl an ihre Seite, erzählte und fragte; verloren in ihrem Anblick, gefangen durch den harmonischen Wohlklang ihrer Stimme wußte er kaum, was er sagte. — Er fühlte sich ganz verwirrt, — es trieb ihn fort in die Einsamkeit, seine Eindrücke zu klären, sich zu fassen und zu beruhigen. So verabschiedete er sich denn bald mit der Bitte, morgen wiederkehren zu dürfen, die sie ihm gern gewährte.

Bei der übrigen Gesellschaft empfahl er sich verbindlich, aber kurz, und atmete erst wieder auf, als er den Weg nach Bellevue mit raschen Schritten zurücklegte.

Konrad Steiner blickte ihm vergnüglich nach. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Romanen, in denen er nicht mitzuspielen brauchte.





Kapitel III.

Wer war Signora Salvini, die kleine, lebhafteste Südländerin mit den brennenden Augen und klassisch geschnittenen Zügen, die noch immer das Gepräge einstiger Schönheit, aber auch der Unruhe und Leidenschaftlichkeit trugen, die sie unstät durchs Leben gejagt hatten? Sie selbst hätte diese Frage nur ungenügend beantworten können.

Ihre Eltern, von deren Herkunft sie nichts wußte, hatten zu einer wandernden Sängertuppe gehört, mit der sie als fünfzehnjähriges Mädchen nach Mailand kam. Paolo Salvini, der Sohn eines altadeligen aber verarmten Geschlechtes, hatte sie dort gesehen und sich in das bildschöne Mädchen verliebt. Bald darauf war sie seine Gattin und begleitete ihn auf den großen Reisen, die er als gefeierter Cellist durch Europa und Amerika unternahm. Mit ihrem lebhaften Geiste und ihrer angeborenen Anmut verstand sie es sich rasch in die Formen und Sitten der guten Gesellschaft zu finden. Ueberall, wohin

sie kamen, öffneten sich ihrer Schönheit und heiteren Liebenswürdigkeit die Salons der großen Welt nicht minder, als seinem Namen und Talente. Ja, äußerlich haftete der Firniß wunderbar rasch, aber ihre Natur blieb ungebändigt und zu den wildesten Ausbrüchen geneigt. Paolo hatte, nachdem das erste Glück verflogen, täglich Anfälle übler Laune auszustehen, wenn er ihr irgend eine kostspielige Phantasie verweigern mußte und Scenen maßloser Eifersucht, zu denen der leichtlebige Künstler allerdings manchen Anlaß gab, während er andererseits auch Grund genug hatte, ihr Vorwürfe zu machen. Er besaß jedoch Bartsgefühl und Gemütsiefe, und wäre, bei der weichen Seite seines Wesens gefaßt, ganz leicht zu leiten gewesen. Sie aber reizte ihn nur, und rief immer wieder den Dämon des Sähzorns in ihm wach. Ein heftiger Auftritt folgte dem anderen. Zwei Jahre lebten sie in Hader und Zwist, den eine leidenschaftlich zärtliche Ver söhnung, immer nur für kurze Zeit schlichtete, bis eines Abends Paolo nach einer furchtbaren Scene sein häusliches Leben verwünschend, die leichte Künstlerhabe zusammenraffte und mit seinem Cello nach Cherbourg reiste, um sich für Amerika einzuschiffen. Einen Augenblick hatte er sich, in seinem Entschluß noch schwankend, über die Wiege der kleinen Stella gebeugt, ein paar heiße Thränen waren auf die rosigen Wangen seines schlummernden Lieblings gefallen, seine Lippen berührten die kleine Hand auf der blaußeidenen Decke, ein tiefschmerzlicher

Seufzer entrang sich seiner Brust, — dann raffte er sich auf und ging, — es war besser so, besser auch für das Kind!

Als die Signora aus lustiger Gesellschaft heimkehrte, war er fort, und sie sah ihn nie wieder, — sie suchte ihn auch niemals auf, wußte sie doch, daß es vergebens wäre, — aber sie wußte jetzt auch, daß sie ihn liebte und lebte hinfort weiter mit lächelnden Lippen und blutendem Herzen. — Sie erhielt nie einen Brief, nie ein anderes Lebenszeichen, als ab und zu, in unregelmäßigen Zwischenräumen eine Geldsendung. Ihr Leben gestaltete sich zu einem zufälligen Hin- undher. Indem sie rastlos bestrebt war, ihren Platz in der Gesellschaft zu behaupten, suchte sie sich als anschniegenderes Schlinggewächs gesicherten Existenzen anzuhängen und bewies in dieser Kunst eine seltene Fertigkeit. So hatte sie sich vor einigen Wochen an Fräulein von Merbitz gerankt, und es in kurzer Zeit verstanden, sich unentbehrlich zu machen — ein Glück für sie, denn gerade jetzt, wo ihre Hoffnung durch Stella auf einen weittragenden Gipfel zu kommen, vereitelt worden war, lag ihr daran, irgendwo festen Fuß zu fassen. —

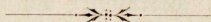
Fräulein Stephanie v. Merbitz hatte bis zu ihrem vierzigsten Jahr unscheinbar und unbeachtet in engen Verhältnissen gelebt, weder den Wert der Freiheit noch den des Geldes jemals kennen gelernt und fiel jetzt, wo ihr unverhofft beides

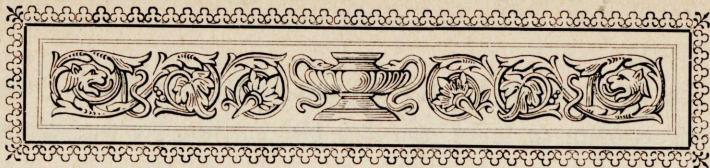
zu Theil geworden, jeder Gauklerin zum Raube. In ihrer Unselbständigkeit, hatte sie bereits unter dem Joch ihrer Zofe und ihrer Schneiderin geschmachtet, und empfand nun Signora Julias sanften Despotismus als wahre Befreiung; und wirklich, diese „Freundin“ that viel für sie, indem sie ihr alle kleinen Plackereien abnahm und sie mit einer Atmosphäre von Eleganz und Comfort umgab, die ihr ganz entzückend erschien — selbst ihr äußerer Mensch war unter Julias kundiger Leitung zu neuer Jugendlichkeit erblüht, und entwickelte eine Fülle von Reizen, mit denen ein pariser Perruquier und ein geschickter Tailleur (zugleich hochbegabter Ausstopfer) sie ausgestattet hatten, zum Trotz den kargen Intentionen der Natur. Julie drehte ihr jedes rottblonde Lösschen, steckte ihr jedes blaue Schleifchen an, belachte ihre matten Einfälle, und redete ihr ein, sie sei die vornehmste Erscheinung von der Welt! Das war süß, so lange es den Reiz des Neuen hatte.

Die Verwaltung des bedeutenden Vermögens lag in den Händen Konrad Steiners. Er haßte Signora Julia, so wie sie ihn, aber beide waren sie unentbehrlich, und hätte der Eine den Andern stürzen wollen — wer weiß, wie es ihm bekommen wäre! So beschloffen sie, stillschweigend, sich zu vertragen, wenn auch mit heimlich lauern den Blicken. Sie beschloffen auch ihre gute, liebe Henne, welche goldene Eier legte, mit zärtlicher Sorgfalt zu hegen und zu pflegen; Konrad Steiner als rechtlicher Geschäftsmann, Signora Salvini als habgierige Abenteurerin.

Stella widerten die Machinationen ihrer Mutter an. Sie war stolz und selbständig, — sie hatte die Flügel ausgebreitet, hinaus zu fliegen in den Strahlenglanz des Ruhmes, und war hinabgestürzt in erniedrigende Abhängigkeit. Sie fühlte sich seelenkrank, tief verstimmt, verbittert und allein. —

Da kam Berndt! —





Kapitel IV.

Sherrliche Tage gingen auf über St. Moritz. Eine Flut von Licht ergoß sich vom tiefblauen Himmel, über schneegefrönte Bergriesen, dunkle Arvenwälder, wildschäumende Sturzbäche und meergrüne Seen.

Stella glaubte mit jedem Atemzuge neues Leben zu trinken in dieser wunderschönen Welt, in die Berndt sie mit seiner Begeisterung schauen lehrte. Bisher hatte sie immer nur nach innen geblickt, in ihr ödes, müdes Herz. — Er war täglich bei ihr. Seine feste treuherzige Freundlichkeit that ihr wohl, ihr Unmut mußte weichen, Ruhe und Selbstvertrauen einziehen in ihr gequältes Gemüt. Sie wurde froh und gesund! — Liebt sie ihn? — Sie hätte diese Frage kaum zu beantworten gewußt, sie bedurfte der Sympathie — sie mußte. Jemanden haben ganz für sich, einen starken, liebevollen Halt. — Ja, das war er ihr — und so lange sie sich tief unglücklich fühlte in sich selbst, folgte sie ihm wohin er sie führte, zog hinaus mit ihm, die Wunder der Schöpfung zu schauen, in die fein forschender Geist sich mit glühendem Eifer versenkte.

Sie liebte es mit ihm zum Sternenhimmel aufzublicken, und sich erzählen zu lassen von den Geheimnissen der leuchtenden Welten und ihrer strahlenden Harmonie. Wollte er ihr aber das Gesetz der Schwere und Attraktion erklären, von Centrifugal- und Centripetalkraft oder gar von Konjunctionen, Elongationen, Parallelogramm der Kräfte sprechen, dann hatte das Vergnügen ein Ende, gerade wie zur Kinderzeit, als er ihr Blumen und Gräser brachte und sie vor Freuden in die Händchen klatschte, aber gleich alles hinwarf, sobald er mit lateinischen Namen und Classificationen kam. Ach, lieber noch, als alle Erklärungen des Sonnensystems, hätte sie vernommen, daß es für ihn nur einen Stern, nur eine Sonne gäbe! Sie wußte nicht, was sie erwidern würde — sie hätte es aber gar zu gern gehört, allein er sagte es nie. Und warum nicht? All' sein Denken und Träumen war ja erfüllt von ihr! Aber noch regte sich in seiner Brust der alte Freiheitsfinn, der ihn als Knaben, Stellas weiche Armchen trotzig von seinen Nacken ziehen hieß — er glaubte es sei kameradschaftliche Freundschaft und Teilnahme, was ihn an das schöne, schwermütige Mädchen fesselte — und es war der Liebe Allgewalt, er aber wußte es noch nicht. —

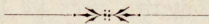
Die letzte Zeit des St. Moritzer Aufenthaltes verstrich sehr angenehm für alle Theile. Namentlich so lange der gutgelaunte Steiner noch da war, der die vergnügungsfüchtigen Damen geschickt ans Schlepptau zu nehmen wußte, und Berndt

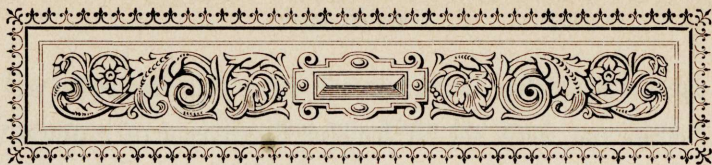
manches ungestörte Stündchen mit seiner Jugendgespielin verschaffte, nur durch ein verschmitztes Augenzwinkern verrathend, daß er nicht ganz harmlos war.

Stella erholte sich merklich, das sanfte Rot der Gesundheit schimmerte wieder auf ihren Wangen, und man konnte sie lachen und übermütig scherzen hören, wie einst. Ende August trennte man sich. Die Damen gingen nach Wien und beabsichtigten im October nach Schöneberg zu ziehen.

Die Baronesse wollte in den berühmten Schöneberger Revieren große Jagden abhalten lassen, was Steiner ihr als den sichersten Weg angeraten, sich mit der ausgewähltesten Gesellschaft der Provinz in Beziehung zu setzen.

Berndt wanderte zu Fuß hinunter nach Thur, bereiste noch während einiger Wochen die Schweiz, und ging dann mit manchem Aufenthalt über Berlin nach Stolpen.





Kapitel V.

Die Samstags Feierabendglocke läutete das geschäftige Treiben auf dem Wirtschaftshofe zur Ruhe. Die Knechte spannten die Ackerpferde aus, und führten sie in den Stall, der Nachtwächter verschloß Thüren und Pforten und löste den großen, schwarzen Wachthund von der Kette, worüber dieser seine Freude in wilden Sprüngen und lautem Gebell äußerte — dann wurde alles still. Nur der Wind raschelte leise in den dünnen Blättern der alten Kastanien vor dem Herrenhause, einem einstöckigen, langgestreckten Gebäude mit steilem, holländischen Ziegeldache und ausgebautem Frontgiebel. Aus mehreren Fenstern fielen Lichtstreifen, in die Dunkelheit draußen, und ab und zu huschte ein Schatten über sie hin. Es war Marga, die den Bruder mit freudiger Unruhe erwartend, noch ordnend umherging, obgleich alles schon längst gethan war.

Seit dem Tode des Großvaters, es waren nun bald drei Jahre her, hatte Marga bei einer alten Verwandten in der Stadt gelebt, Stolpen der Obhut des Inspectors Krompe und der Haushälterin Frau Lina Schließ überlassend, beides alte,

treue Diener des seligen Herrn. Jetzt aber wollte sie da bleiben und dem Bruder ein behagliches Heim bereiten. Wie freute sie sich auf dieses Zusammenleben, das Ziel all ihrer Wünsche und Pläne. Stets war Berndt der Mittelpunkt ihres Denkens gewesen. Um zwei Jahre älter, hatte sie immer nur für ihn, nie für sich gesorgt, nie an sich gedacht, und er hatte ihr all' diese Liebe auch reichlich vergolten. Er war so ganz ihr eigen geworden, sein inneres Leben mit ihr theilend, wie mit keiner Seele auf Erden.

Seit Stunden erwartete sie ihn — die Zeit schien ihr endlos, bald nahm sie ein Buch, bald ihre Arbeit zur Hand, legte aber beides gleich wieder fort, ging noch einmal durch alle Zimmer, sah nach den Lampen, oder stand horchend am Fenster.

Frau Schließ, Linchen, wie sie kurzweg genannt wurde, zog schon mehrmals die Bratpfanne mit dem Huhn aus dem Ofen, damit es ja nicht anbrenne, und auch um den Pflaumenpudding war ihr sehr bange — da, endlich, Postglocken näher und näher.

Marga stand in der offenen Hausthür, als Berndt aus dem Wagen sprang. Mantel und Bart waren vom Regen durchnäßt, allein das hinderte sie nicht, ihn zu umarmen und herzlich zu küssen. Rasch warf er seine Hüllen ab und trat, den Arm um die Schultern der Schwester geschlungen, mit ihr hinein in die lieben, alten Räume.

Große Freude macht schweigsam, wie großer Schmerz!

Ohne ein Wort zu sprechen, schritten sie durch mehrere schwach-erleuchtete Zimmer in die sogenannte Bibliothek, Großvaters Studirstube, in deren Mitte ein runder Tisch mit dem Abendessen bereit stand. Eine niedrige Hängelampe beschien den traulichen Raum, dessen Wände fast bis oben zu Bücherregale, Karten und Gläserregale, gefüllt mit naturhistorischen Sammlungen, bedeckten. Im Kamin loderte ein lustiges Feuer, die alte Uhr tickte und das Wasser im Theekessel brodelte.

Berndt blieb, tief atmend, auf der Schwelle stehen, ein Ausdruck äußerster Behaglichkeit lag auf seinem Gesichte. Dann faßte er Marga an beiden Händen, weiche aber kräftige Hände waren es, denen man es anfühlte, daß sie die Dinge anzufassen wußten, fest und zart, und zog die willig Folgende in den hellen Lichtschein. Es sah stattlich aus, dieses Geschwisterpaar! Marga war fast so groß, fast so breitschultrig wie der Bruder, und in den Zügen sahen Fremde eine auffallende Ähnlichkeit. Das selbe schöne Oval mit dem entschlossenen Kinn und der breiten niedrigen Stirn. Ihr prachtvolles Haar, welches sie in der Mitte gescheitelt und glatt zurückgekämmt trug, war aber viel dunkler als das feine, ebenso auch die Augen, unter kräftigen, schwarzen Brauen, waren sehr dunkel, tief graublau, mit langen Wimpern. Aber nicht ihre Farbe und ihr Schnitt, die Jedermann schön fand, waren das Bemerkenswerte, sondern der wunderbar klare und warme Blick, welcher einem bis in die Seele drang; und zu diesen Augen paßte der schöngeschnittene Mund

mit den roten Lippen und den blendendweißen Zähnen, die das Gesicht gleichsam aufleuchten ließen, wenn Marga lachte, und sie lachte oft und herzlich, denn sie war grundfroh und grundnatürlich. Berndt sah sie mit stolzer Zärtlichkeit an, sie gefiel ihm so gut, auch das einfache, aber tadellos sitzende, dunkelblaue Tuchkleid und der schmale, weiße Leintragen entsprachen seinem soliden Geschmack.

Sie waren nicht gewohnt sich gegenseitig Liebeserklärungen zu machen; ein vielsagender, inniger Händedruck und sie traten an den Tisch. Marga sprach ein kurzes Gebet und setzte sich, Berndt nahm ihr gegenüber Platz. Mit Wohlgefallen betrachtete er erst das schneeweiße Tuch, das hübsche, weiß und blaue Service, und all' die einladenden Dinge, ehe er zugriff.

Noch nie waren ihm der kugelrunde Edamer, die goldgelbe Butter, der zarte Schinken und die mit grobem Salz bestreuten, gebackenen Kartoffeln so hübsch erschienen, wie heute Abend — und erst das hellbraune, saftige Hühnchen und die rosigen Kompottbirnen in der Glasschale! Als er sich satt gesehen an diesem Musterbilde eines Stilllebens, nahm er, zu Marga's Genugthuung, eine gründliche Zerstörung desselben vor. Auch ihr hatte das lange Warten tüchtigen Hunger gemacht, so daß sie Beide, lustig plaudernd, bald so ziemlich aufgeräumt hatten. Nun erschien Linchen mit dem dampfenden Pflaumenpudding. Die kleine Alte, im weißen Häubchen, glich ganz einem wohl-erhaltenen, runzlichen und rotbackigen Winterapfel.

„Mein Leibpudding,“ rief Berndt, „den mußt Du aber mit uns verspeifen, Linchen, wenn er mir ganz schön munden soll.“

Er sprang auf und schob der alten Haushälterin einen Stuhl an den Tisch. Es kostete zwar noch etwas Zureden von Margas Seite, dann saßen alle Drei um den Pudding und ließen ihn sich schmecken — die Weinsauce war aber auch ganz besonders gelungen.

Linchen erzählte aus Berndt und Margas Kinderzeit, vom seligen Herrn und von ihren Leiden. Meist zwickte es im linken Bein, dann fuhr es in die Brust und schließlich stak es im rechten Ohr: „Nun, der Herr wissen schon“, schloß sie ihren Krankenbericht, „der Herr sind ja so gar geschmeid und werden schon helfen; ich hab's dem Krompe immer g'sagt, wenn erst der Herr wieder da ist —“

„Na, ein Medizindocter bin ich grad' nicht,“ meinte Berndt, „aber geholfen soll schon werden, mein altes Linchen.“

Sehr beruhigt zog sich die gute Alte wieder zurück. Ein flinkes Dienstmädchen trug das Gerät ab und die Geschwister setzten sich auf den kleinen Divan, vor dem Kamine. Hier hatte der Großvater immer gefessen und seine lange Pfeife geschmaucht. Das alte Möbel hatte auch, Margas energischen Lüftungen zum Troß, seinen Knasterduft beibehalten. Der ganze Raum roch gelinde nach Tabak, Büchern und Herbarien, der Atmosphäre des alten, gelehrten Einsiedlers, der hier so manches Jahr gehaust hatte. Berndt meinte, der Geruch er=

innere ihn so angenehm an die gute, alte Zeit. Er ging an einen braunen Wandschrank, öffnete ihn und steckte den Kopf hinein; sehr befriedigt zog er ihn wieder zurück: „Ja, der alte Weihnachtschrank noch noch nach Pfefferkuchen und Wachsstock!“

Ein gemütliches Plauderstündchen, dann erinnerte Marga den Bruder daran, daß es Mitternacht geschlagen habe und geleitete ihn in seine Schlafstube nebenan: Ein großes Bett mit grünen Vorhängen, ein geräumiger Waschtisch, ein einfacher Toilettetisch, zwei Schränke und einige Rohrstühle bildeten die nüchterne Ausstattung. Sie zündete die Kerzen an, warf einen prüfenden Blick auf die ausgepackten Sachen, zog die Fenstergardinen sorgfältig zusammen und wünschte Berndt eine gute Nacht. Er schaute ihr nach, wie sie leichten, festen Schrittes durch eine Reihe von Zimmern ging und in ihrem Schlafgemach verschwand, welches am Ende des Hauses lag.

Mit einem langentbehrten Gefühle ruhigsten Behagens legte er sich nieder. Er war daheim und ein liebendes Herz sorgte für ihn.

Marga saß noch lange, im weißen Negligee, auf einem kleinen Sessel vor der Toilette und strich ab und zu mit der Bürste über ihr üppiges Haar, welches bis auf den Fußteppich reichte; ihre Gedanken weilten auf den freundlichen Bildern der eben verflossenen Stunden. Sie gehörte zu den Wenigen, die nicht in die Weite schauen, grübelnd und sorgend, oder auf ein fernes Glück hoffend, sondern sie lebte bewußt im gegen-

wärtigen Augenblick, trug tapfer seinen Schmerz und genoß ungetrübt seine Lust.

Sa, er sollte sich wohl fühlen, der gute, unvergleichliche Bruder — sie nickte und lächelte heiter vor sich hin in ihren freundlichen Gedanken und die kleine, dickbäuchige Lampe unter dem rosa Schirme schien auch zu lächeln, wenigstens erschien Marga das trauliche Stübchen mit den hellen, geblühten Cretonnevorhängen und =Bezügen noch heiterer als sonst.

Ein wohlgemeinter, wenn auch etwas näselnder Choral, den die Hausleute zu Ehren der jungen Herrschaft in der Vorhalle anstimmten, trieb die Geschwister am nächsten Morgen zeitig aus den Federn. Der Kaffee wurde wieder in der Bibliothek eingenommen, ein gemüthliches Stündchen; dann kam Krompe, der alte Inspector, mit einem Stoß von Wirtschafts- und Contobüchern unter dem Arm, auf deren musterhafte Genauigkeit er sich nicht wenig zu Gute hielt. Berndt drückte ihm freundlich die harte Hand und meinte, die Bücher auf den Schreibtisch legend, er wolle sie abends durchsehen und jetzt draußen Umschau halten. So gingen sie denn zu Dreien über den Hof; der kleine, vierchrötige Krompe lebhaft gestikulirend zwischen Berndt und Marga, welche schon überall Bescheid wußte.

Auf ihren Wunsch war die Arbeit heute eingestellt, und eine große Bewirtung angeordnet worden. Nur wo die Thätigkeit unaufschiebbar war, wie im Kuhstalle, wo die schönen, rotbraunen Angler spiegelblank gestriegelt wurden, während sie

mit sichtlichem Behagen das eben vorgesteckte Kleehen verzehrten, und in der Meierei, deren Centrifuge in vollem Gange war, sah man fleißige Hände sich regen. Ueberall, wohin man auch blickte, peinliche Sauberkeit und Ordnung.

Berndt wandte sich immer wieder lobend an seinen Begleiter, dessen ohnehin rotes Gesicht jedesmal noch röter wurde, vor Genugthuung, während er sich selbstgefällig den stoppelichen Graubart strich und schlau mit den kleinen, verblaßten Augen zwinkerte, wie einer, der es weiß, daß er die Sache los hat. Der brave Alte wurde zu Tisch gebeten und benutzte die Gelegenheit, den auf dem Rundgange begonnenen Bericht über die wirtschaftlichen Verhältnisse ausführlich fortzusetzen, aus dem Berndt ersah, was ihm die Buchführung später bestätigte, daß seine Einkünfte bedeutend höher waren, als er es erwartet hatte.

Nachdem Krompe sich empfohlen, ging er mit Marga durch all' die alten, lieben Räume, in denen sie als Kinder so prächtig verstecken, und mit Frau Linchen das schrecklich aufregende „Räuber und Wanderer“ gespielt hatten, und Berndt freute sich, daß alles noch auf dem alten Fleck stand und doch so viel wohnlicher geworden war unter Margas sorgender Hand.

„An den alten Möbeln darfst' ich nicht rühren,“ sagte sie, „das sind mir alles Heiligtümer, — dort saß der Großvater am Fenster im Lehnstuhl und rauchte sein Nachmittagspfeifchen, — und auf jenem Divan lagst Du mit dem verstauchten Knie, als Krompes Brauner, den Du garnicht reiten durftest, Dich abgeworfen hatte —

wie böse der Großvater da war — und nachher brachte er Dir Pfeffernüsse und Bertuchs Bilderbuch. Der alte, liebe Großpapa! Ja, an ein jedes Ding hier knüpft sich eine Erinnerung, nur an die eingeräucherten Decken und Wände habe ich mich gewagt.“

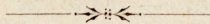
„Und wie hübsch und geschmackvoll hast Du hier die Farben gewählt,“ äußerte Berndt, um sich blickend. Sie standen im sogenannten Saal, einem ziemlich geräumigen, aber niedrigen Zimmer, mit zwei Ephen umrankten Fenstern und einer Glashür, die in den Obstgarten führte. An den Wänden hingen Familienportraits: alle hatten dasselbe Gesicht, verschiedenartige Röcke und gar keine Körper. Schwere, steife Mahagoni-Stühle und =Sophas bildeten ihre strenge Ehrenwache — ein neues Geschlecht konnte sie abcommandiren, aber nie zu einem geselligen Cirkel versammeln! Neben dem weiß und blauen Kachelofen, an dem Berndt lehnte, stand ein kleines Klavier. Ein Blumentischchen mit Herbstleukoyen und Gloxinien und ein paar weiche Polstersitze machten diese Ecke wohllich. Marga ließ die Hände über die Tasten gleiten; der Ton war etwas dumpf aber nicht unangenehm. Sie setzte sich und spielte allerlei einfache Weisen, die Berndt liebte. Er blies den Rauch seiner Cigarette in länglichen Ringen vor sich hin, und sah nachdenklich zu, wie sie in der sinkenden Dämmerung verschwanden. Nach der Erregung seiner Rückkehr war dieses der erste Augenblick, wo er völlig zu sich selbst kam — er hörte sein Herz sprechen und es sprach von Stella.

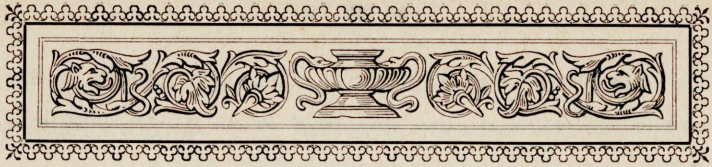
Als Marga das Instrument schloß und fragend zu ihm aufblickte, sagte er: „Ich muß einen neuen Flügel anschaffen, dieser gute, alte Klimperkasten taugt nichts mehr!“

„Aber mir genügt er“, rief sie, die treu zu allem Alten hielt — „und wer sonst —?“

„Stella“, sprach er leise, und den Arm zärtlich um ihre Schulter schlingend, als hätte er ihr etwas abzubitten, setzte er sich zu ihr und sagte ihr alles, was ihn in Zweifel und Hoffnung bewegte.

Er hatte ihr von seiner Begegnung mit den Salvinis geschrieben, aber diese Wendung hatte sie nicht erwartet. Sie hörte ihm zu in theilnehmendem Schweigen; was konnte sie auch erwidern, handelte es sich doch um eine Unbekannte — aber wie ein Alp wälzte es sich ahnungsang auf ihre Brust. Berndt sprach sich aus, wie er es nur ihr gegenüber vermochte, dann küßte er sie und ging in sein Arbeitszimmer. Marga blieb eine Weile sinnend im dunkelnden Gemach allein, dann erhob auch sie sich und suchte ihre gewohnte Beschäftigung auf. Sie wollte sich nicht müßig grämen, sie wollte wirken, abwarten und hoffen — aber ihr froher Mut kehrte diesen Abend nicht wieder.





Kapitel VI.

Die nächsten Tage verstrichen für Marga einsam, da der Bruder genötigt gewesen war, in Geschäften zur Stadt zu fahren, und bis zur Erledigung derselben dort zu bleiben. Täglich kamen Sendungen an: der neue Flügel, ein großer Spiegel für den Saal und allerlei hübsche Dinge, die das alte Haus verjüngen sollten, — Dinge, deren Mangel Marga nie empfunden hatte. Früh Morgens schon band sie ihre weiße Schürze vor und war unermüdet im Ordnen und Einrichten des neuen Haushaltes thätig; bald hier, bald dort hörte man ihren raschen Schritt und ihre klare, freundliche Stimme, und keiner ahnte, wie ihr dabei um's Herz war. Wollte sie sich doch selbst nicht eingestehen, daß es ihr furchtbar wehe that, den schönen Traum von einem Leben mit und für den Bruder verfliegen zu sehen. Sie schalt sich um ihrer egoistischen Liebe willen — hätte sie es ihm denn anders wünschen können? Und doch konnte sie die Unruhe nicht überwinden, wie sehr sie auch gegen ihr eigenes Ich kämpfte.

War denn Stella die Rechte? Ein Kind der Musen, in diesem nüchternen Heim — würde es Berndt glücklich machen? — Dann suchte sie diese Gedanken abzuschütteln — Stella war noch nicht da, aller Schmuck, den Berndt in das Haus schaffte, galt ja nur einer gefeierten Nachbarin — hatte er doch so zaghaft von seinen Ausichten gesprochen. — Ach, das war ein schwacher Trost — welches Mädchen hätte denn Berndt zu widerstehen vermocht, fragte sie sich im nächsten Augenblick in berechtigtem Schwesterstolz.

Endlich kehrte er zurück, ganz erfüllt und erregt von der großen Neuigkeit, daß Schöneberg seit gestern bewohnt sei. Morgen, so erklärte er Marga, müsse sie mit ihm hinüberfahren, Fräulein von Merbitz sei ihr ja eine alte Bekannte.

Marga nickte nur, er hätte es ihr ansehen können, daß sie es nicht so eilig hatte mit diesem Besuch, — aber in seiner Stimmung bemerkt man gemeiniglich nichts, am allerwenigsten die Mienen einer Schwester. —

Bis zum nächsten Tage und bis zur schicklichen Visitenstunde hatten die Geschwister alle Hände voll zu thun: die neue Köchin trat ein, Diener und Kutscher langten mit der Equipage an.

Als Marga mit Berndt heraustrat, um nach Schöneberg zu fahren, hatte er seine Freude an ihrem staunenden Entzücken beim Anblick der eleganten Kalesche und der prachtvollen, schwarzbraunen Trakehner. Schöne Pferde waren ja

ihre Leidenschaft, und doch mußte sie den Kopf schütteln zu dieser Extravaganz des Bruders, die garnicht zu seiner sonst so einfachen Geschmacksrichtung stimmte.

In zehn Minuten flogen sie die Chaussee entlang und bogen in den großen, düstern Park von Schöneberg. Der Fahrweg führte sie an feuchten, mit alten Silberweiden und Erlen bestandenen Wiesen vorbei über eine Brücke, von der aus man nach beiden Seiten auf die ruhigen Wasser einer breiten Stauung sah, die sich durch die Anlagen schlängelte, und aus deren Mitte sich ein künstlicher, mit einem Kiosk gekrönter Hügel erhob, von dem der Name Schöneberg herühren mochte, denn sonst gab es weit und breit keine Erhöhung. Von der Brücke rollten sie fast unhörbar auf dem feinen Kies einer schönen Lindenavenüe bis unter das Portal des Schlosses.

Sie traten in die hohe, durch zwei schmale Fenster spärlich erhellte Vorhalle, die mit ihren dunklen Tafelungen und zeitgeschwärzten Jagd- und Tierstücken einen vornehm finsternen Eindruck machte, und folgten dem Kammerdiener durch eine Reihe öder Gesellschaftsräume, deren verblichene Pracht früheren Jahrhunderten angehörte, in den letzten, großen Salon. Hier hatte die Signora energisch geschaltet, um ihrem Ideal von Wohnlichkeit entsprechend, eine Art Makart-Atelier zu schaffen, dessen genialer Durcheinanderstyl jeden, noch so barocken Einfall zuließ. Hier mußte sich alles vertragen;

allein ein ernster Louis XIII Fauteuil und ein steifer Empire-Stuhl nahmen sich doch zu nüchtern neben Puffz und Ottomanen aus, und bekamen daher höchst unpassende Ueberwürfe von farbigem Plüsch und buntgeblütem Mikado. Die Signora befand sich eben noch in voller Thätigkeit, ein paar alte Hausleute dirigirend, die sich recht mürrisch ihren Anordnungen fügten und den Trödel augenscheinlich verwünschten.

Ueber einen reizenden, kleinen Boule-Schreibtisch gebeugt, saß Konrad Steiner und schrieb an einen Tapezирer, den die Signora nicht länger entbehren konnte.

Auf einer gelbdamastenen Chaiselongue am Kamine ruhte die Hausfrau in einer hübschen, blaßlila Matinee von weichem Velveteen, den noch unfrisirten Kopf von einer weißen Crepe de Chine Echarpe umhüllt. Sie sah leidend und unzufrieden aus; Signora Julias unstätes und dominirendes Wesen fing an, ihr schrecklich auf die Nerven zu fallen. Stella war nicht zu sehen.

Die Eintretenden wurden freundlichst bewillkommenet. Marga mußte sich neben Fräulein von Werbitz setzen und ihre Behleidigkeiten anhören, während Berndt von der Signora in Beschlag genommen wurde. Er sollte hier helfen und dort raten, ein Anführen, dem er sich mit mehr Gutmütigkeit als Sachverständniß unterzog. Endlich erschien Stella. Wie schön sie war im einfachen, anschniegenden Wollkleide von unbestimmt graublauer Farbe, das zarte Rot neugewommener

Gesundheit und freudiger Erregung auf den Wangen und im Blick ein lächelnder Schimmer, der Berndts Herz heftig schlagen machte. Marga, die in gespannter Erwartung der Hausfrau nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit geschenkt hatte, konnte sich eines Gefühls freudiger Ueberraschung nicht erwehren.

Stella und Berndt begrüßten einander mit unbefangener Herzlichkeit, ohne viel Worte; sein ausdrucksvolles Gesicht sagte ihr genug, genug für den Augenblick, und mit gewinnender Liebenswürdigkeit wandte sie sich Marga zu. Da fuhr ihr zum größten Verdruß die Mutter dazwischen mit Vorwürfen und Klagen, wie sie nur an sich und das eigene Vergnügen denke, und keinen Finger rühre, ihr zu helfen. Signora Julias Stimme konnte recht widerwärtig kreischend sein, wenn sie ihrer bösen Laune Ausdruck gab. Stella ließ sich lässig in einen Sessel sinken und entgegnete ihrerseits mit spöttischen Bemerkungen, schließlich aus lauter Widerspruch behauptend, sie rühre keinen Finger, weil dieses Schöneberg ein altes, verrottetes Gespensternest sei, aus dem sich doch nichts Gemüthliches machen ließe, gut für Nachteulen und Fledermäuse. Hierüber erzürnte sich die Baronesse, ein Wort gab das andere, -- kurz, das Zusammenleben der drei Damen schien zum Mindesten recht unerquicklich, aber mitten im besten Hader sprang Stella auf, schüttelte ihren Nerger lachend ab, schwang sich auf Margas Armlehne und ihren Nacken vertraulich umschlingend, bat sie schmeichelnd: „Nehmen Sie mich

mit nach Stolpen, Fräulein Marga, Sie sehen, ich bin hier Sedermann ein Stein des Anstoßes“. Die mütterliche Einwilligung war leicht zu haben, und trillernd „Mein Mutter mag mi nit', und kein Schatz hab' i nit'“, stürmte sie hinaus, den Andern kaum Zeit lassend, sich zu verabschieden.

Konrad Steiner, der anscheinend teilnahmslos Geschäftsbriefe abfaßte, beobachtete seine Umgebung schmunzelnd und dachte bei sich: „Na', das wird noch Sturm und Drang geben!“ Er, der ewig Kühle, hatte an den Leidenschaften Anderer sein behagliches, schadenfrohes Vergnügen; er horchte auf das Stöhnen einer Menschenseele, wie der sich gemächlich am Ofen Wärmende dem Sturmestoben draußen lauscht.

Berndt hatte den Kutscher zu Fuß nach Haus geschickt und in gehobenster Stimmung seinen Platz eingenommen. Noch waren sie nicht aus dem Park, als Stella zu halten bat und erklärte, sie wolle auch auf den Bock. Dieses schien ihm nun ein ganz bezaubernder Einfall. Der Bediente wurde ebenfalls von seinem hohen Posten entlassen und ehe man ihr helfen konnte, saß sie oben. Ihre rosige Wange seiner Schulter so nah, ihre strahlenden Augen so lebenslustig zu ihm aufblickend, wieder ganz seine übermütige Stella aus der Kinderzeit! O, wie glücklich er sich fühlte! Hätte er nur ein paar alter Droschkengäule vor sich gehabt, statt dieser feurigen Tiere, die er keinen Augenblick außer Acht lassen durfte — allein Stella wäre mit dem Tausch gewiß nicht einverstanden gewesen,

sie war entzückt von den flüchtigen Kennern. Mehrmals wollte sie ihm die Zügel aus der Hand nehmen, aber er gab sie ihr nicht, sie auf ein andermal verträöstend, wenn er das mutige Gespann so weit gezähmt haben würde, daß sie es mit dem kleinen Finger lenken könne. Sie lächelte schelmisch und dachte „So lenke ich bereits meinen Herrn Rossbändiger“. Dann wandte sie sich mit fröhlichem Geplauder zu Marga; ihr war so leicht zu Mut, wie einem Vogel, der endlich dem Käfig entfloß. Als sie nach Stolpen einkehren wollten, bat sie „weiter, weiter, es ist gar zu schön“, und Berndt schlug mehr als gern einen Weg ein, der erst in weitem Bogen durch Wiesen und Felder nach Stolpen führte.

Als sie nach vergnügter Fahrt anlangten, stand der Kutscher bereits vor der Thür und nahm seine Pfleglinge in Empfang, sie an den Säumen haltend, während sein Herr abstieg. Stella saß ganz still, bis Berndt an ihrer Seite war. Herabsteigen ging nicht gut, sie mußte springen, und sie sprang, sicher, aufgefangen zu werden — sie wurde aufgefangen und ihre Füße berührten den Boden eine Secunde später als nötig. O, diese Secunde — sie durchschauerte ihn mit unaussprechlicher Wonne; im nächsten Moment jedoch hatte er seine Fassung wiedergewonnen und ihr ritterlich den Arm bietend, führte er sie in sein Haus. In diesem Augenblick brach die Sonne, die den ganzen Tag über hinter Wolken verborgen gewesen war, glorreich hervor und übergieß das alte

Haus und die jungen Menschen mit lichtem Golde. Sie gönnt es dem Menschenglück, sich in ihren Strahlen zu freuen, wie sie es dem schillernden Schmetterling gönnt, der sich heute auf Lichtwellen wiegt und Blumenduft trinkt, und morgen, ein farbloses Nichts im Winde verweht.

Als Stella spät Abends nach Hause fuhr, wußte sie sich von Berndt leidenschaftlich geliebt. Mit einem Gefühl des Triumphes und der Sicherheit lehnte sie sich lächelnd im Wagen zurück und hüllte sich enger in ihren warmen Mantel. Ueber ihr strahlten und funkelten die Sterne — da fiel einer in leuchtendem Bogen herab, und unwillkürlich sprach sie das Heinesche :

„Es ist ein Stern gefallen
Aus seiner lichten Höh',
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.“

Was würde wohl Berndt gesagt haben zum fallenden Stern, dachte sie, wenn er jetzt neben ihr säße! Etwas Gedankenreiches gewiß — etwas Trauriges — es ist ja traurig — sehr traurig, wenn leuchtende Sterne fallen!“ —



Kapitel VII.

Stella kam nicht wieder nach Stolpen, denn schon in den nächsten Tagen begann Schöneberg sich zu beleben. Es war geradezu erstaunlich, wie der Schloßherrin plötzlich nah und fern Verwandte und Freunde auftauchten. Ein junger Herr von Erkau, Husarenoffizier aus dem benachbarten Garnisonsstädtchen erschien, sich seiner verehrten Tante vorzustellen, und wußte sich bald mit eben so viel Grazie, als Reckheit zum „jungen Herrn“ im Hause aufzuspielen.

Von der lithauischen Grenze her kam ein alter Graf Larsky, seine bisher in Vergessenheit geratene Vetterchaft mit der Baronesse aufzufrischen, und brachte auch sein Töchterlein mit. Comtesse Atta, ein rothaariges, derbes Mädchen mit lebhaften, braunen Schlitzaugen, aber einem Untrain, einem prickelnden Etwas, das sie beinah hübsch erscheinen ließ. Larskys waren leichtlebige Leute, sie fühlten sich in Schöneberg gleich ganz zu Hause und beschloßen, sich ungenirt für geraume Zeit niederzulassen.

Die Herren Agrarier der Umgegend machten ihre Aufwartung. Erkau brachte einige Kameraden mit: scharmante, junge Leute versteht sich; kurz, was sich amüsiren wollte, kam in Schöneberg zusammen, denn weithin verbreitete sich der Ruf von Jagdgründen, die denen Walhalls nur wenig nachgeben sollten, und weithin auch der angenehme Duft vorzüglicher Diners und ganz famoser Cigarren, für die Erkau sorgte.

Last not least, übten die Damen keine geringe Anziehungskraft aus. Atta fand man „riesig amüfant“, und Stella — nun schön war sie, und aus der Künstlerwelt — das allein klang ja schon vielversprechend genug!

Berndt war um Stellas willen fast täglicher Gast in Schöneberg, so wenig auch das dortige Treiben seinen Neigungen entsprach. Aber ihr Zusammensein wollte sich nicht so beglückend gestalten, wie er es sich auf dem Hinwege immer wieder in den wärmsten Farben ausmalte. Was hatte sich mit ihr, der wunderbar Wechselvollen bereits aufs Neue für eine Wandlung vollzogen! So fröhlich, vertrauend und zugehörig sie in Stolpen gewesen, so zurückhaltend war sie jetzt. In ihrem Gruß lag freilich tausendmal mehr, als gewöhnliche Zuverlässigkeit. Sie wußte es ihm mit einem leichten Händedruck zu sagen, daß sie ihn erwartet hatte, daß seine Nähe ihr lieb und vertraulich war, und doch vermied sie jedes Alleinsein mit ihm, und schien sich vor dem Worte zu fürchten, das ihm auf der Seele braunte. Ja, sie hatte eine unüber-

windliche Scheu vor der Stunde, die sie ihrer Freiheit berauben würde, weil ihr unbewußt die Künstlerseele mit den Flügeln zuckte, in Sehnsucht sie hinaus zu tragen, nach unendlichen, schimmernden Fernen.

Marga begleitete den Bruder nur selten; zwischen ihr und Stella wollte es zu keiner rechten Annäherung kommen, obgleich es auf beiden Seiten an gutem Willen nicht fehlte, aber es fand sich eben nirgends gemeinsamer Boden. Marga's großer, klarer Blick, der bis in den Grund der Seele drang, peinigte und verwirrte Stella, die ja sich selbst, schwankend zwischen tiefer Daseinsmüdigkeit und heißem Lebensdurst, ein Rätsel war. Marga, in schöner Harmonie mit sich und ihrem Geschick, ihrem Tagewerk und ihren Beziehungen, konnte diesen, oft so unvermittelten Stimmungswandlungen nicht folgen, ohne sich bald ermattet und entmutigt zu fühlen. Berndt, mit dem Zartfönn der Liebe, vermochte es besser zu begreifen, was in ihrem ruhelosen Gemüte wogte, besser vielleicht als sie selbst. Wenn sie es auch gegen ihn nie aussprach, weil jedes Wort darüber ihr brennend wehe that, was der Verlust ihrer Stimme für sie bedeutete, so wußte er es doch, und empfand ein grenzenloses Mitleid mit seiner verstümmten Nachtigall. Der wunder süße Klang, der während eines kurzen Lenzes Tausende berauschte, schien unwiederbringlich verloren! —

Die ganze Herbstzeit über ging es hoch her auf Schöneberg, so hoch her unter Fritz Erkaus Regiment, daß Konrad Steiner,

der den Säckel verwaltete, sich bereits manchmal in der etwas unbehaglichen Lage des Zauberlehrlings fühlte; allein im Grunde baute er auf seine Langlebigkeit, die alles wieder in's Gleichgewicht bringen sollte, und hielt den lustigen Schwarm eben doch nur für eine ephemere Eintagsfliegenerscheinung. Sagden, Diners und Tanzabende, die dem alten Polen Gelegenheit gaben, seine brillanten Tanzkünste in Mazurka, Krakovial und Kazak mit feuriger Grazie zu entwickeln, füllten die Zeit aus.

Atta war stets der Mittelpunkt des ausgelassenen Treibens, voller Einfälle und Witze, meist recht burlesker, und daher um so zugkräftiger Natur. Mit Stella suchte sie sich gutmütig auf einen kameradschaftlichen Fuß zu stellen, allein das wollte nicht gelingen; ihr unfeines und unschönes Wesen wirkte nur abstoßend auf jene, und ebenso wenig anziehend auf Marga; so kam es, daß diese Drei fast gar keine Gemeinschaft unter einander hatten, worunter aber nur Stella litt. Margas thätiges Leben war reich und ausgefüllt und Atta vermißte sicherlich nichts, wenn sie nur Lacher, Possenreißer und gehorsame Diener um sich hatte.

Mit steigendem Unmut wurde Stella gewahr, wie ihr, der vor Jahresfrist noch so stürmisch Gefeierten, Atta hier den Rang ablief.

Was wußten auch diese braven Agrarier von ihrem Triumphzuge durch den fernen Westen.

Fritz Erkau's Artigkeiten streiften bisweilen an jene Un-
genirtheit, die den Verkehr mit Künstlerinnen und Damen von
Comtesse Attas Kaliber, für manche Leute so unwiderstehlich
macht! Ja, die häßliche Atta strich hier ganz flott die erste
Geige mit ihrem Teufelschic und ihrem Ruf einer reichen
Erbin. Erkau lag ihr schmachtend zu Füßen; ein eleganter
Hufar, so hübsch, wie im Bilderbuch kein hübscherer zu finden
wäre, in den Banden dieser kleinen Kalmückin? Nun, manches
Leutenantherz bedarf eben der goldenen Fassung!

Das Gefühl peinigender Leere bemächtigte sich Stellas
immer mehr und mehr; sie suchte sich zerstreuen zu lassen, es
wollte auf die Dauer nicht glücken. Unter all' den vielen
Leuten gab es für sie doch nur einen Menschen. Warum ließ
sie sich nicht endlich gewinnen? War sie von denen, die nicht
nur ritterlich umworben, nein, die im Sturm erobert sein
wollen; im brausenden Gewittersturm der eigenen aufblodernden
Phantasie?

Berndt glaubte dem ersehnten Ziele um keinen Schritt
näher gerückt zu sein, als er sich eines Tages genötigt sah,
in Geschäften für eine ganze Woche zu verreisen. Während
seiner Abwesenheit hatte sich auf Schöneberg die Zwanglosigkeit
noch um ein Erhebliches gesteigert. Die meisten vernünftigen
und soliden Leute zogen sich allmählich wieder in ihre Häus-
lichkeiten und Berufsarbeiten zurück; Fritz Erkau und Genossen
behaupteten das Feld.

Als er heimkehrte und nach kurzem Zusammensein mit Marga, Abends nach Schöneberg kam, fand er nur die Hausfrau im Salon. Während er sich mit ihr unterhielt, vernahm er mit Unmut ein geradezu wüstes Lärmen im Rauchzimmer, das immer ärger wurde. Fräulein v. Merbitz beklagte sich über den unerträglichen Ton, welcher in ihrem Hause eingerissen sei, noch mehr durch des alten Larsky zügellose Unverschämtheit als durch Attas und Fritzens Uebermut, und bat ihn schließlich, er möchte doch Ruhe schaffen — ein peinlicher Auftrag.

Im Rauchzimmer fand er Larsky, Erkau und deren treueste Trabanten bei einem hohen Hazardspiele versammelt, neben dem Spieltische Atta im Schaukelstuhle, aus einer riesigen Bowle immerzu Gläser füllend. Sein Eintreten ward nicht gerade freudig begrüßt; er war hier offenbar Spielverderber. Sie hatten sein kerngesund, selbstbeherrschtes, jeder Maßlosigkeit entschieden abgeneigtes Wesen schon oft genug als Vorwurf empfunden und ihm doch nichts anhaben können, da er ja jeden Sport mitmachte, und zwar als Meister; auch immer, wenn die Unterhaltung stockte, eine gute Geschichte in Bereitschaft hatte; allerdings meist mit mehr Salz und Pointe als hier gerade üblich, aber doch ohne seine geistige Ueberlegenheit absichtlich fühlbar zu machen.

Atta, die ihm längst spinneseind war, weil es ihr trotz eifrigen Bemühens nicht glückte, ihn für ihre Gefolgschaft anzuwerben, ließ ihm heute nur ein hochmütiges Kopfnicken und

spöttisches: „Guten Abend, Herr Grafskitter“ angedeihen, für welchen schönen Titel, der allgemeine Heiterkeit hervorrief, er sich mit tiefer Verbeugung bedankte.

Die momentan durch sein Eintreten unterbrochene Unterhaltung ward bald wieder lebhaft fortgesetzt.

„Verdammte Zeit,“ polterte der alte Larshy, sich eine neue Havanna ansteckend, „unsere verteuftelten Verhältnisse will ich ganz aus dem Spiel lassen, aber wie sieht es auch in eurem gelobten Deutschland aus? Der Ruhm der Väter gilt keinen Pfifferling mehr. Mit Hinz und Kunz muß man um Ehren und Aemter wettsiefern, anstatt die goldenen Äpfel, die einem doch von Rechtswegen zukommen, mühelos vom Baume des Lebens zu schütteln; alle einträglichen Stellen stehen Jedermann offen!“

„Ja, selbst im Heere“, fiel ihm Erkau ins Wort, „wird alles über einen Kamm geschoren; weil den Philistern, den biedereren Hungerleidern von Schulmeisterssprößlingen bange beim Knallen unserer Champagnerpfropfen wird, sollen wir Schoppen- deckel klappen und bei „Meth und Mumm“ kannegießern, wie die ehrfamen Spießbürger. Zum Donnerwetter! Mögen sich die Gambriusknächte in die Wachtstube setzen; uns Junkern und Bachusjöhnen gehört das Offizierscasino, Unterschied muß sein!“

Hiergegen erhoben sich mehrere Stimmen. Namentlich ein junger, reckenhafter Dragoner, Leutnant v. Heß, verwarf den bösen Unterschied auf das Energischste und wollte keinen

anderen Vorzug unter Kameraden gelten lassen, als den, welchen größere Tüchtigkeit zu erringen im Stande ist. Allein Erfau, von der Majorität seiner Zuhörer angestachelt, perorirte nur um so eifriger darauf los: „Der alte Fritz“, rief er, „meine Herren, verstand sich doch gewiß auf das Soldatische — der wollte den guten Offiziersdegen nur in der Hand eines Junkers sehen, weil er ihm allein ritterliche Gesinnungen zutraute.“

„Was so faule Früchte trug“, mischte sich jetzt Berndt in das Gespräch, der bisher unmutig mit dem Feuereisen die Raminglut schürend, geschwiegen hatte, „daß Stein, der beste Patriot in jenen dunklen Tagen deutscher Erniedrigung, den Adel aufgehoben sehen wollte, mit dem Jedem zustehenden Rechte, ihn sich auf dem Felde der Ehre von neuem zu erkämpfen. Nun, soweit kam es zwar nicht — das altfritzische Junkertum fiel bei Sena. Erst als der preussische Adel es lernte brüderlich an der Seite des Bürgers zu streiten, was er hernach wacker genug gethan hat; als Feld Blücher, der Junker und Scharnhorst der Bauer einmütig wider den Erzfeind anstürmten, tagte der Freiheitsmorgen über dem geknechteten Europa. Der Freiheitsgedanke aber, der die deutsche Erhebung zu einem wahren Völkerfrühling machte, er ward nicht in Fürstenhallen geboren. Der vornehme Hofmann Göthe blickte kalt auf die Not und die Schande seines Volkes. Der Schöpfer des Tell warf den Funken nationaler Begeisterung der deutschen Jugend ins Herz. Der ernste Arndt, der kühne Heldenfänger

Körner und andere schlichte Söhne des Vaterlandes schürten ihn zu loderndem Brand. Ihre, bis dahin unbekanntem Namen werden alle Zeit am deutschen Ruhmeshimmel leuchten, von dem damals mehr als eine Krone in Schmach und Vergessenheit fiel. Nein, wahrhaftig, nicht engherziger Kasten- und Parteigeist, sondern das stolze Nationalbewußtsein, das Alle für Einen und Einen für Alle befeelte, hat die großen, deutschen Siege erfochten!“

Unbemerkt war Stella in die Thür getreten. Verborgnen hinter dem schweren Vorhange, dessen Falten ihre kleine Hand zusammengefaßt hielt, folgte sie mit größter Spannung der Discussion. Berndts ganze Erscheinung, sein männliches Auftreten, seine von Ueberzeugung getragene Beredsamkeit übten einen fesselnden Zauber auf sie aus.

Darsky, der nur sich selbst anzuhören gewohnt war, nahm jetzt den abgerissenen Faden seiner retrograden Ideen mit einer Verwünschung der gesammten Neuerungen wieder auf, als hätte niemand ihn unterbrochen und sang in allen Tonarten das Lob der entschwundenen feudalen Selbstherrlichkeit. „Ja, meine Herren“, schloß er seine Rede, „das war eine Zeit, da sich leben und regieren ließ, und zwar lustig, unter lauter Leibeigenen, Männlein wie — Weiblein!“

„Poß Blitz“, lachte Erkau, „das ließe ich mir gefallen!“

Utta strafte ihn mit einem leichten Fächerschlag und füllte sein Glas zum dreizehnten Mal, dann auch die übrigen wackern

Becher versorgend, um mit dem alten Grandseigneur auf das glorreiche Andenken der versunkenen Herrlichkeit zu trinken.

Hefß lehnte beobachtend in einem breiten Sessel, den aschblonden Schnurrbart langsam durch die Fingerspitzen ziehend. Er war ein Mann von wenig Worten. Seine ruhigen, dunkelblauen Augen hafteten forschend an Berndts ausdrucksvollen Zügen, die ihm heute ganz besonders sympathisch erschienen. Dieser stand noch immer am Kamin hochaufgerichtet, die Hände auf dem Rücken in seiner Lieblingsstellung.

„Nun, Herr v. Erbach“, rief Atta ihm zu, „wollen Sie nicht mit Papa anstoßen?“

„Gern, auf sein persönliches Wohl“, entgegnete der Gefragte artig, „aber nimmermehr auf das Andenken der sogenannten guten, alten Zeit.“

„Hoho“, rief der alte Herr, „was giebt's denn gegen das ritterlichste Zeitalter einzuwenden, an dessen letzten Ueberresten ich die Jugend mit Zähigkeit festzuhalten auffordere und auf dessen einstige Wiederkehr ich mein Glas leere!“

„Wiederkehr,“ entgegnete Berndt und ein feines Lächeln glitt über sein Gesicht, „wer vermöchte wohl das vorwärts laufende Zeitrad dauernd zu hemmen oder gar rückwärts zu treiben? Die es für Augenblicke, wenn Jahre in der Geschichte der Völker, Augenblicke bedeuten, aufzuhalten suchen, sind insgesammt von seiner Wucht mit fortgerissen oder zertrümmert worden.“

„Bis wir glücklich beim gegenwärtigen Eldorado anlangten,“ spottete einer der Herren am Kartentisch.

„Die Welt von heute,“ erwiderte Berndt gelassen, „ist allerdings überreich an Flecken und Mängeln, allein sie ist ja auch nichts Bleibendes, sondern, wie alles Seiende, im Wandel und Werden begriffen, und jedenfalls bereits auf einer Kulturstufe angelangt, von der aus sich auf die alte feudale Herrlichkeit, sammt Faustrecht und Raubrittertum herabblicken läßt, wie aus gepflegten Gärten und Feldern auf das Antidiluvium. Damit will ich jener werdemächtigen Epoche ihren grandiosen Reiz nicht absprechen, sie war ja notwendig in der Kette der Entwicklung. Auch der Tagelwurm mag zu seiner Zeit ein ganz prächtiger Kerl gewesen sein, allein im gesitteten Europa würde sich sein fürchterlicher Ringelschweif doch gar zu abenteuerlich ausnehmen. Und erst der Rachen! Ohne Ansehen der Person würde er die schönste Friesenkuh nebst Melkerin, das edelste Vollblut sammt Sockey verschlingen. Nein, ohne Maulkorb dürfte solch' ein Ungeheuer gar nicht herumlaufen.“

Alles lachte.

„Der alte Drache hatte eben seine Drachenmoral,“ meinte Larstkj schmunzelnd.

„Drachenhunger,“ verbesserte Berndt. „Wer seine Mitwesen sammt und sonders aufzufressen geneigt ist, der muß aus dre Welt geschafft werden!“

„Nichts da,“ eiferte der alte Herr, in dem der Raubritter noch ganz lebendig war, „in der Welt soll er bleiben, und sich gütlich thun nach Möglichkeit; der Starke wäre ein Narr, wollte er sich zum Besten des Schwächlings was abgehen lassen. Alle Wetter, habe ich Appetit nach, sagen wir: Macht, Besitz oder Genuß und dazu mehr Kraft und Klugheit als meine Mithungrigen, so werde ich ihnen die fetten Bissen vorwegschnappen. Der Kampf um's Dasein kennt keine Sentimentalität. Und sind noble Passionen eine Förderung meines Temperamentes, so ist es mein gutes Recht sie zu befriedigen!“ Dabei schlug er auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Bravo!“ rief Erkau dem Alten zutrinkend. Die andern lachten und räusperten sich, das war ihnen denn doch schon etwas zu bunt.

Heß gewahrte zustimmend die Unnutzwolke auf Berndts Stirn, welche sich auch sofort energisch entlud, denn die Bezeichnung „noble Passion“ hatte hier mit den gesunden ritterlichen Vergnügungen, für welche er volles Verständniß besaß, läßt nichts mehr zu schaffen, sondern war für ihn ein bis zum Ekel gehörtes Stichwort dieser Clique, das den sträflichsten Leichtsinn und die heillosenste Charakterschwäche mit einem Nimbus von Ritterlichkeit umgab, der alles beschönigte und entschuldigte.

„Noble Passionen,“ grollte er, „wir würden vor Entsetzen zu Stein erstarren, stünde es urplötzlich vor unseren

Augen, was Alles an Elend und Verruchtheit unter diesem gleißenden Mantel verborgen liegt, dem sich die vornehmsein wollende Welt, denn die wahrhaft vornehme zeichnet sich überall durch edle Mäßigkeit aus, zum Deckmantel gewissenloster Genußsucht macht. Was sind diesem Moloch mit dem harmlosen Lächeln, der seine eigenen Kinder frißt, nicht schon für Sekatomben gefallen: Kraft, Ehre, Leben und gebrochene Herzen!“ — Er hielt inne, das Bild eines früh zu Grunde gegangenen Studiengenossen stieg vor seiner Seele auf. Er war zu Besserem bestimmt gewesen, allein in den noblen Passionen hatte er die Schlinge gefunden, die ihn zu Falle brachte, um nie wieder aufzustehen. Atlas Gegenwart verbot es Berüht dieses traurigen Geschickes näher zu erwähnen. „Die oberen Zehntausend im vorigen Jahrhundert,“ sagte er, „die wie Vamphyre das Blut ihrer Völker auszogen, Fürsten, die ihre Landeskinder verkauften oder unter unmenſchlichen Frohnenlasten zur Verzweiflung trieben, thaten ja auch nichts schlimmeres als ihren noblen Passionen nachgehen, bis die Nemesis kam, furchtbar und gerecht in Blutströmen Vergeltung zu fordern.“

„Volkſrache nennen Sie gerecht,“ brauſte Graf Larſky auf.

„Das ſelbſtverſchuldete Verhängniß nenne ich gerecht,“ erwiderte er ruhig, „nicht die einzelnen Racheakte einer blindwütigen Menge, welche nicht zu richten, nur zu morden verſteht.“

„Der Ritter braucht sich vor dem Volke nicht zu verantworten,“ räsönirte der Alte weiter, „er folgt seiner eigenen Fahne; die Kavallerie scheert sich den Teufel drum, wie das Fußvolk durch den Dreck kommt!“ —

„Seit Attila,“ entgegnete Berndt kühl, „giebt es keine Reiterkriege mehr. Das Fußvolk muß stets mit dabei sein, und wirft oft genug das Schwergewicht in die Wage der Entscheidung. Hier handelt es sich aber nicht um Krieg, sondern um Frieden, um den Staat, der nie gedeihen kann, wo ein Stand allein auf Kosten seiner Mitbürger herrschen und genießen will.“

„Hört, hört,“ mischte sich jetzt Atta spottend darein, „unser Gralsritter entpuppt sich ja als Jacobiner! Wo bleibt Ihr Standesbewußtsein, Herr von Erbach?“

„Mein Standesbewußtsein, Comtesse,“ erwiderte er, indem ihm die Rornekröte in die Stirn stieg, „ist vielleicht ungewöhnlich stark ausgeprägt, darum möchte ich meinen Stand all' überall in erster Reihe sehen, wo Mannesmut für Recht und Ehre einzutreten hat. Namentlich wo es Opfer zu bringen gilt; auch Opfer an uralten Vorrechten, wenn diese, am Rechte anderer gemessen, im Laufe der Zeit zum Unrechte geworden sind. Adelig gesinnt sein, heißt edel gesinnt sein, daher fußt mein Standesbewußtsein nicht auf dem, oft so leeren Schalle eines alten Namens, sondern auf der Zugehörigkeit zu einer hochherzigen, großdenkenden, zielbewußten

Gemeinschaft. Waren meine Väter ehrenwert, Ehre ihrem Andenken, aber ihr Ruhm, und wenn er zu den Sternen reichte, ist nicht der meine. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Selbst, ist der Mann — zum guten Kampf auf eigene Kraft, auf eigenes Wollen und Vollbringen gestellt. Wer den ererbten Titel „Edelmann“ mit Fug und Recht zu führen wünscht, soll ritterlich darnach streben, geistige Vorzüge und Charaktertugenden zu erringen, die den Menschen zieren und dem Vaterlande frommen, anstatt im aufgeblasenen Müßiggange der Väter geistige und leibliche Habe zu verprassen und zu verschlemmen!“

Noch immer stand Stella da in die Falten des Vorhanges geschmiegt, ihre Blicke hingen an seinen Lippen, ihr, für jede schöne Regung empfängliches Herz schlug höher bei seinen Worten, schlug ganz und voll für ihn. Nicht der liebende Bewerber, sondern der edle, überzeugungsfeste Mann hatte sie erobert.

Seine Blicke hatten bei den letzten Worten, vielleicht unabsichtlich auf Erkau geruht, dieser, weinerhitzt wie er war, biß sich zornig auf die Lippen und bedurfte Atta's perfider Aufreizung „So gehörig abgefanzelt“ kaum mehr, um heftig aufzufahren, behauptend, der Stolpensche Herr habe den Adel herabgesetzt, er aber werde für denselben eintreten und fordere Satisfaction.

Nun erhob sich ein Gewirr von Stimmen. Heß suchte zu beschwichtigen, Larshy goß Del in's Feuer. Berndt's Erklärung, er habe nur objectiv gesprochen wie es Jedermann frei stünde zu thuen, wurde von Erkau ignorirt, der dabei blieb, Satisfaction zu verlangen, und noch dazu beleidigend, unzweideutig auflachte, als Berndt sich mit Entschiedenheit gegen das Duell aussprach. Nun blieb diesem natürlich nichts übrig, als die mehrmals hingeschleuderte Forderung anzunehmen.

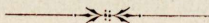
„Ich werde mich schlagen“, sagte er kalt, „falls Herr von Erkau sich mir gewachsen fühlt. Die Pistole mag gut für den Schwächling sein, der dem eigenen Arm nicht vertraut.“ Die erregte Gruppe begann sich aufzulösen. Stella huschte unbemerkt davon, durch den öden, matterleuchteten Saal und den Salon, wo am runden Tische ihre Mutter und die Hausfrau bei einer trübseligen Partie Besique saßen, in die Vorhalle. Hier hüllte sie sich in ihren Mantel und schlüpfte hinaus, in der kühlen Nachtluft nach all' der Gemütsbeklemmung aufzuatmen. Ihr auf dem Fuße war Berndt gefolgt, hatte sich von den Damen im Salon verabschiedet und war ebenfalls hinausgetreten, in der großen Lindenallee das Vorfahren seines Wagens abzuwarten. Kaum hatte er im dunklen Laubgange einige Schritte gethan, als eine schlanke Gestalt vor ihm stand, und zwei Hände sich ihm entgegenstreckten. Sie wollte sprechen, aber nur ein beredter Seufzer kam über ihre Lippen und Stella fühlte sich an sein großes, treues Herz geschlossen.

Unterdessen erzählte Atta, jetzt voll Angst um ihren geliebten Fritz, den sie bereits in Stücke gehauen sah, Fräulein v. Merbitz, daß Mord und Todschlag im Anzuge seien. Signora Julia wollte Erkau sofort zur Rede stellen, allein die Hausfrau erklärte mit überraschender Entschiedenheit, daß sie sich jede Einmischung verbäte, wünschte den Damen eine gute Nacht, schellte und schickte den Bedienten nach ihrem Keffen. Der Gerufene erschien, schon etwas ernüchtert, und mußte auf Befragen den ganzen Sachverhalt berichten, worauf seine Tante ihm eröffnete, sie fände den, durch ihn und Larshy in ihrem Hause eingerissenen Ton ganz unerträglich und verlange jetzt von ihm, daß die Angelegenheit mit Herrn von Erbach, der ihre volle Hochachtung besitze, gütlich beigelegt werde, widrigenfalls die heiteren Schöneberger Tage ein Ende hätten. Ganz verblüfft durch diesen ungewohnten Ausbruch von Energie, küßte er ihr mit mehr Respect als sonst die Hand, versprach sein Möglichstes zu thun, und kehrte in das Rauchzimmer zurück, viel zugänglicher für die Versöhnungsversuche von Heß, den er schließlich hat, am andern Morgen nach Stolpen zu fahren und die Sache, wenn möglich, in's Gleis zu bringen.

Bald lagerte tiefes Dunkel über dem Schlosse; auch in Stellas Erkerstübchen war das Licht erloschen, sie aber lag wach und lauschte dem Rauschen des Nachtwindes im dürren Laube der alten Linden. Vor ihren geschlossenen Augen stand der Geliebte, so männlich schön und jugendstark, wie sein Bild

sich heute tief in ihre Seele geprägt hatte. Sie hörte den vollen Klang seiner Stimme — ach, und sie fühlte seinen heißen Kuß auf ihren Lippen. Schluchzend barg sie das glühende Antlitz in den Kissen — bangte ihr vor ihm? O nein, ihr bangte vor ihr selbst, weil sie sich nicht fassen, nicht begreifen konnte, weder heute noch jemals.

Zur nämlichen Stunde hatte sich Berndt in seinem Schlafgemache auf die Knie geworfen, seinem Schöpfer in Dankesströmen das übervolle Herz ausschüttend. Ihm war so zuversichtlich zu Mute, so licht und leicht, als gäbe es keine Schatten auf den Wegen, keine Wetterwolken über den Häuptern liebender Menschenkinder.





Kapitel VIII.

Am nächsten Morgen, als er in das Speisezimmer trat und der am Kaffeetische waltenden Schwester die Hand reichte, verriet ihr der erste Blick sein strahlendes Geheimniß: „Gott segne Dich Bruder“, sagte sie, ihn umarmend und suchte zu lächeln und glücklich zu sein, mit ihm. Es blieb ihnen aber keine Zeit sich auszusprechen, vielleicht eine günstige Fügung. Draußen auf dem Kies vernahm man rasche Schritte. Heß im Jagdkostüm, kam sich seines Auftrages zu entledigen. Der Hausherr ging ihm entgegen und führte ihn in sein Arbeitskabinet.

Er hatte des Zwischenfalls mit Erkau kaum mehr gedacht, es war für Groll kein Raum in seinem Herzen. So nahm er denn die Entschuldigungen des Gegners ohne Weiteres an, mit der lachenden Bemerkung: „Ein paar Schmisze auf gut Heidelbergisch hätte der Gelbschnabel schon für ein Duzend Impertinenzen verdient!“

„Wären ihm recht heilsam gewesen, bestätigte Heß, allein einen kleinen Dämpfer setzt ihm diese Affaire auch so schon

auf“, damit traten sie befriedigt bei Marga ein, die Heß freundlich nötigte, an ihrem Frühstück teil zu nehmen.

Er befand sich seit Kurzem in der Gegend und erst zum zweitenmal in Stolpen, dessen Bewohner er aber öfter in Schöneberg traf und überaus anziehend fand.

„Ich kam Ihren Herrn Bruder zur Jagd abholen“, sagte er zu Marga, sein Erscheinen zu so ungewöhnlicher Stunde motivirend. „Das rendez-vous blieb gestern unbestimmt, und da ich gern einen Morgengang mache, konnte ich als Bote dienen. Werden Sie uns durch Ihre Gegenwart beehren, Fräulein von Erbach?“

„Leider bin ich heute verhindert“, erwiderte sie, ihm eine Tasse ihres weitgerühmten Mokka reichend.

„Sie reitet nach Kreuzenstein“, erläuterte der Bruder, ihr beifällig zunickend, „dem Doctor bei einer schweren Operation zu helfen.“

Heß sah sie, nach dieser Mitteilung, mit so unverholennem Erstaunen an, daß sie unwillkürlich lächeln mußte, so ernst ihr auch heute zu Mute war.

„Im Kriegsjahre habe ich mir einige praktische Kenntnisse erworben, die ich nun, wenn es Not thut, hier und da verwerte“, sagte sie einfach, und erhob sich mit einem Blick auf die Wanduhr. „Berndt“, bat sie, „schenke Herrn von Heß die zweite Tasse ein, ich muß mich fertig machen“.

„Sonderbar“, dachte der Bruder, „wie sie es stets vermeidet von jener glorreichen Zeit zu sprechen, als sei, nachdem alle

Wunden heilten, in ihrem Herzen eine geblieben, die sich nicht schließen will!“

Auf lebhaftes Befragen seines Gastes erzählte er, wie Marga mit den Schwestern des roten Kreuzes, unter Leitung der Gräfin Walburg, aufopfernd thätig gewesen sei, vom ersten Schlachtentage bis zur Entlassung der letzten Verwundeten.

Er selbst hatte als Manenführer bei der Armee des Kronprinzen gestanden und in den großen Schlachten mitgefochten, von denen jede ein Lorbeerzweig in Deutschlands Siegestranz ward. Das waren nun schon fünf Jahre her. —

Sa, unter den heldischen Frauen, die in opferfreudiger Hingabe an ihren hohen Beruf, das Grauen der Hospitäler und die Schrecken des Schlachtfeldes überwandten, hatte Marga stets in erster Reihe gestanden. Bei ihrer strengen Pflichttreue und thatkräftigen Menschenliebe erschien ihr das selbstverständlich. Sie hatte aber nicht nur blutende Wunden der männermordenden Feldschlacht gepflegt, sondern auch den Balsam ewigen Trostes in brennende Seelen und Gewissenswunden sterbender Streiter gegossen, und Gott von Herzen gedankt, daß sie dieses vermochte.

Noch saßen die jungen Männer im Kriegsgespräche da, wo Marga sie verlassen hatte, als sie in dunkelblauer Amazone wieder erschien, die sich ihrem königlichen Wuchse auf's Vortheilhafteste anschmiegte. Sie gingen zusammen hinaus. Ihr hübscher, kräftiger Finländer scharrte schon ungeduldig

vor der Thür. Sie schwang sich leicht von Berndts Hand in den Sattel: „Um fünf Uhr bin ich in Schöneberg“, sagte sie ihm mit bedeutsamem Lächeln und bringe Dir Deinen Mittagsanzug — „Waidmannsheil“, den beiden jungen Männern freundlich zunickeend, wandte sie ihr Pferd und trabte, von einem kleinen Groom gefolgt, zum Hof hinaus.

„Prachtweib“, dachte Heß ihr nachblickend.

Indessen hatte sich Berndt mit Patronentasche und Doppelflinte versehen und rüstigen Schrittes machten sie sich, einen nahen Feldweg einschlagend, nach Schöneberg auf.

Atta, sehr chic in Tannengrün, ein Tirolerhütchen auf den roten Locken, die Daumen in den Sackentaschen, ein Cigarrettchen zwischen den Zähnen, empfing sie auf der Schloßstreppe. An der Balustrade lehnte Erkau, offenbar etwas kleinlaut, sich seiner wenig glänzenden Rolle bewußt.

Berndt verbeugte sich mit kalter Höflichkeit vor der Comtesse und reichte dem Leutnant die Hand.

Sie warf ihr Papyrus weg, und maß ihren gedemüthigten Verehrer mit spöttischem Blick. Gestern zitterte sie für sein theures Leben, heute verachtete sie ihn!

Drinne in der Halle hörte man Larsskys Bramarbarsiren. Dann erschien er, stattlich in braunem Plüschanzuge, gelben Gamaschen und Jägerhut mit Gamsbart. Er grüßte Erbach mit einer gewissen Förmlichkeit, drehte in etwas nervöser Weise an seinem langen Schnurrbart und rief ungeduldig nach den Pferden.

Zu der gestrigen Gesellschaft hatten sich noch einige Herren aus der Nachbarschaft gesellt. Man verteilte sich auf zwei Char = à = bancs. Im letzten Moment erschien Stella in knappen, rehfarbenen Costüm, mit Marderpelzwerk. Ein sonniges Lächeln erhellte ihr reizendes Gesichtchen, aus dem längst jede Thränenspur verschwunden war. Leichtfüßig schwang sie sich, von Berndt gefolgt, in den hohen Wagen. Heß nahm ihnen gegenüber Platz und fing einen flüchtigen Blick auf, den die Beiden tauschten. „Also — so — steht es“ — dachte er — aber keine Miene verriet seine Entdeckung. Noch ein paar ahnungslose Agrarier stiegen ein, und fort ging es, zur Oberforstei nach Eichwald. In nächster Nähe derselben sollte mit dem Treiben begonnen werden. Die Plätze wurden nach Nummern verteilt. Man stellte sich auf — Stella blieb an Berndts Seite. Rechts von ihnen kam Heß zu stehen, links ein strammer, alter Herr, Berndts besonderer Freund und Gönner, noch von des Großvaters Zeiten her.

Vor ihnen lag ein viel versprechendes Terrain — hoher, lichter Eichenbestand mit dichtem Unterholz. Ein Hornsignal und der Mordspectakel mit Klappern, Pfeiffen und Gebrüll brach los. Hier und da fiel ein Schuß, dann wurde das Geknatter allgemein. Aus der Ferne hätte man denken können, ein Mitrailleusenfeuer. Berndt verpaßte den ersten Fasan und verpudelte den zweiten. Bautz, der Dritte fiel.

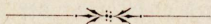
„Alle Wetter, eine Henne“, schrie der Nachbar zur Linken!

Geß schüttelte ebenfalls den Kopf, lächelte schlau und holte kaltblütig einen schönen Hahn herunter.

Als der Trieb zu Ende war, kam der unbequeme Linke eiligst angeschoben: „Was ficht Dich an“, prustete er, „lezt hin warst Du Jagdkönig und heute schießt Du —

„Wie ein Sonntagsjäger“, vervollständigte der Gejhol-
tene, und den Alten fest anblickend, fügte er ernsthaft hinzu:
„Ja, Dunkel, es ist mir auch wirklich ganz feiertagsmäßig zu Mute“.

„hm — so — hm“, — brummte der Gönner, räus-
perte sich, machte runde Augen, begriff Nichts und ging die
Strecke besehen, zu der Berndt so wenig beigetragen hatte.





Kapitel IX.

Während die Jagdgesellschaft sich in Eichwald vergnügte, war in der stillen Krankenstube alles geglückt. Ruhig atmend, lag die blasse, junge Frau, unter der Nachwirkung des Chloroforms, im Schlaf, nachdem ihr der Arzt die Seite geöffnet und eine Menge Wasser aus der Lunge entfernt hatte. Marga schloß behutsam die Fenstervorhänge. Am Tische stand der alte Doctor und ordnete seine Instrumente, Stück für Stück sorgfältig abwischend, wobei er verstohlen nach seiner Assistentin blickte und immer wieder Worte der höchsten Anerkennung murmelte.

„Schon gut, Doctor“, erwiderte sie leise, „machen Sie doch kein Aufhebens von so geringen Dienstleistungen“.

„Ich bleibe dabei, ich bleibe dabei“, sagte er, „wenn alle Frauen so wären, wie Sie, Fräulein Marga!“ —

„So wäre ein gewisser alter Doctor Mayer kein Weiberfeind und Hagestolz“, scherzte sie im Flüstertone. Der Alte schraubte sich laut und gerührt in sein rotes Taschentuch, kramte seine sieben Sachen zusammen, und ging seiner Wege.

„Kommt nach Mittag wieder, Grete,“ sagte Marga zu einer alten Frau, welche die Pflege übernehmen sollte, „ich kann noch etwas hier bleiben.“

Sie setzte sich in den altmodischen Armstuhl neben das Bett, und stützte den Kopf gegen die hohe Lehne. Sie fühlte sich abgespannt — Berndt's Verlobung — diese Operation auf Tod und Leben. — Sie strich sich mit der Hand über die Stirn — was war es nur, daß die Kriegsbilder sie seit heute Morgen unablässig verfolgten und sich nicht bannen ließen. Im Halbdunkel, das sie umgab, schien ihr Alles verändert. Auf dem Kissen ruhte nicht mehr das blasse Frauen- gesicht, sondern ein schöner Jünglingskopf; wie deutlich sie ihn sah, wie sein leuchtender, totgeweihter Adlerblick in ihre Seele drang! Sein Haupt ruhte sterbensmüde in ihrem Arm, als ihre jungen Herzen sich fanden. Tage und Wochen voll Hoffens und Bangens folgten, lange Nächte hindurch flehte sie um sein Leben, aber vergebens, denn es gehörte dem strengen Engel des Todes. Namenlos schwer wurde es ihnen von ein- ander zu scheiden — allein, als der feierliche Augenblick ge- kommen war, hatten sie Kraft und Frieden.

„Auf Wiedersehen,“ hauchten seine bleichen Lippen.

„Auf Wiedersehen,“ sprach Marga — „in Ewigkeit Dein!“ Er antwortete ihr mit einem Blick, den sie niemals vergaß. Ihres jungen Helden Hand erkaltete in der ihren. Sie schloß ihm die Augen mit heißen Küffen und kniete schluchzend an

seinem Lager. Dann raffte sie sich auf, und ging stillgefaßt an ihr Tagewerk.

„In Ewigkeit sein,“ sagte sie sich, und sie konnte das Leben tragen. Die Kriegsdonner schwiegen, und sie konnte wieder fröhlich sein mit den Fröhlichen. Sa, thatkräftig, liebreich und selbstlos, konnte sie sogar glücklich sein!

Die Kranke schlief ruhig weiter, — die Zeit verrann im Fluge. — Es klopfte, und Grete trat ein.

Die Träumerin erhob sich, gab der Pflegerin die umsichtigsten Instructionen und ging hinaus. Als sie in's Freie trat, strömte ihr der volle Sonnenschein eines klaren Novembertages entgegen. Sie atmete tief und legte die Hand auf die Brust, dort barg sie eine lichtblonde Locke in goldenem Medaillon, auf dem geschrieben stand: „per sempre“. —

Haufenweise schauten die Flachsköpfe der Dorfkinder zu Fenstern und Thüren heraus, als sie einen raschen Hufschlag auf der Straße hörten, und die Kleinen wunderten sich, daß ihr gnädiges Fräulein heute garnicht anhielt, mit ihnen zu plaudern.

Einige Stunden später, saß die Gesellschaft in Schöneberg an der Tafel, die sich von Signora Julias kundiger Hand mit prachtvollen Blumen- und Fruchtarrangements geschmückt, unter dem Lichterglanz hoher, silberner Kandelaber heute ganz besonders festlich ausnahm. Nur der Signora und Fräulein von Werbiß war die Verlobung kein Geheimniß mehr.

Graf Larſky hatte die Hausfrau und die Signora zu Tiſche geführt. Erſtere, in ihrer Lieblingsfarbe, blaßlila, glich einer Kellerlefkoye, die aber weniger ſchwankend als ſonſt, an den Stock eines gewiſſen Selbſtbewußtſeins gebunden zu ſein ſchien.

Die Signora dagegen hüllte ihre verwitterte Schönheit in die grellſten Farben und ihre mütterliche Nührung in kreifchende Luſtigkeit.

Larſky, zwiſchen dieſen zweien, fühlte ſich offenbar nicht wohl — er wandte ſich nach rechts, er wandte ſich nach links, wie ein alter Schmetterling, der mit ſüßſaurem Lächeln ſeine welken Flügel betrachtet und bezweifelt, mit dieſen Fezen noch weit fliegen zu können.

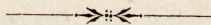
Ihnen gegenüber ſaß Marga mit Berndts altem Gönner. Sie ſah ungewöhnlich bleich aus in ihrem ſchwarzen Spitzenkleide mit der dunkelroten Roſe im Haar. Neben dieſem Paare hatten auf der einen Seite Atta und ihr wieder zu Gnaden aufgenommener Anbeter Platz genommen, auf der andern Berndt und Stella; ſie trug ein einfaches, weißes Kaſchmirgewand und eine zarte la francee im Gürtel, und war unbeſchreiblich anmutig.

Untern den Herren Jägern wurde gleich von Anbeginn des Mahles lebhaft diſcutirt und das unerſchöpfliche Haſen- und Faſanenthema mit gewohnter Energie erörtert. Nur zwei der Anweſenden ſchienen ſich garnicht für die Fragen zu intereſſiren,

ob dem Setter oder dem Pointer als Apporteur der Vorzug gebühre, oder ob das rauchlose Pulver auch für die Büchse in Betracht kommen und dem Raßbrand-Pulver ernstlich Konkurrenz machen werde. Konrad Steiner, ein eifriger Schießjäger, schien ausschließlich mit einer fastigen Scheibe Straßburger Leberpastete beschäftigt, und Heß, in sein beliebtes Schweigen versunken, beobachtete Marga, wie sie sich so freundlich und eingehend mit ihrem alten Nachbarn unterhielt. Sie hatte eine der Herbstblumen in der Hand, die in graziöser Anordnung auf dem Tafeltuche verstreut lagen, und er bemerkte es zum erstenmal, wie sich das ganze Wesen einer Persönlichkeit in der Hand offenbaren könne, — es überkam ihn je länger er diese Hand studirte, je mehr das lebhaft Verlangen ihr sein Lebensschicksal zu vertrauen.

Unterdessen regten sich alle Hände, einige schöne, einige edle, viele gewöhnliche und etliche gemeine. Sie löffelten, gabelten und becherten emsig. Der Braten erschien: Fasanen in schillerndem Federschmuck, dazu Pfirsichcompot. Die Kelchgläser füllten sich mit Schaumwein — dieses war ganz alltäglich, aber daß die Hausfrau ihr Glas erhob und aufforderte den Verlobten ein Hoch zu bringen, ja, das war eine Ueberraschung! Aller Blicke wandten sich auf Erkau und Atta. Der alte Graf wurde puterrot, und wollte eben zornig losschmettern — da waren Berndt und Stella schon aufgesprungen. Nun ging es an ein Glückwünschen, Hände-

schütteln und Umarmen, nur Atta konnte ihren Aerger kaum verbeißen und Stella war Weib genug ihr einen Blick voll herausfordernder Schelmerei zuzuwerfen, aber als Marga sie in die Arme schloß und ihr bewegt zuflüsterte: „O, Stella, mache ihn glücklich,“ da war aller Uebermut verflogen und mit zaghafter Schüchternheit blickte sie zu dem Geliebten auf, der neben ihr stand und sich an Margas Schwesterlicher Wärme freute.





Kapitel X.

Die kurze Verlobungszeit verstrich Stella wie ein Traum voll strahlenden Glücks in der Nähe des Geliebten, voll unennbarer Unruhe, Zweifel und Selbstqual, wenn er nicht da war, seine zuversichtliche Liebe nicht beschwichtigend auf ihre bange Seele einwirkte. Für ihn, der von dieser Pein nichts ahnte, sondern nur mit unaussprechlicher Freude empfand, wie seine Stella sich immer inniger und wärmer an ihn schloß, waren es Tage ungetrübter Sonnenhelle. Ihr war es recht, daß die Brautzeit nur wenige Wochen währte; im eigenen Heim hoffte sie endlich Frieden zu finden.

An einem klaren Decembernachmittage zogen sie in das festlich geschmückte Stolpen ein. Stella, noch im weißseidenen Hochzeitskleide, den Myrtenkranz im dunklen Haar, in ihren langen Schleier, wie in eine, aus Duft und Nebel gewobene Wolke gehüllt. Als sie so vor ihm stand, von Abendgold umflossen, mit den schimmernden Gazellenaugen, voll scheuer Zärtlichkeit zu ihm aufblickend, da prägte dieses liebreizende Bild sich für immer in sein Herz; kein Sturm hat es je zu

verwehen, kein Schatten hat es zu verdunkeln vermocht. Und er durfte dieses verkörperte Gedicht in Elfen Gestalt sein eigen nennen! Des Lebens höchster Augenblick durchwogte ihn mit berauschernder Wonne, aber zugleich durchzitterte seine Seele ein Schauer der Ehrfurcht, als er sein Kleinod in die Arme schloß und seelig flüsterte: „Meine Stella, mein Heiligtum mein Weib!“

Die Tage verflogen — niemand zählte sie. Signora Julia war vorläufig in Schöneberg geblieben, Marga, trotz inständiger Bitten des jungen Paares, bis auf weiteres, wieder in die Stadt zur alten Tante gezogen.

Eines Abends saßen Berndt und Stella auf der Ottomane am Kamin, nach gemüthlichem Plaudern in vertrauliches Schweigen versunken. Sein Arm hielt sie innig umschlungen, ihr Köpfchen ruhte an seiner Brust — da kam es wieder über sie, das unnenmbare Angstgefühl — sie empfand seinen Arm wie eine Fessel, seine Liebe wie ein goldenes Netz, aus dem sie sich losringen mußte.

„Es wird mich doch noch von Dir reißen,“ stöhnte sie, wie mit sich selbst redend.

„Was“, fragte er bestürzt, „was wird Dich von mir reißen?“ und noch fester schloß er sie an sich.

„Das Schicksal,“ flüsterte sie.

„Das Schicksal“, wiederholte er lächelnd, „fürchte es nicht, unsere Liebe ist stärker, sie wird durch keine Schicksalsmacht besiegt“ — und er küßte zärtlich ihr duftendes Haar.

Hätte er in ihrer Seele zu lesen vermocht, bewandert wie er es war in den Gesetzen der Vererbung, er würde mit Entsetzen das Zigeunerelement ihrer innersten Natur erkannt haben, das sie selbst nicht enträtseln konnte! Aber er ahnte nichts von dem, was sie bewegte und sprach voll Zuversicht von ihrer Liebe, sprach mit tiefempfundener Begeisterung von der Ehe, dem heiligsten und unlöslichsten Bunde zweier Liebenden, für sonnige wie für finstere Tage — für Zeit und Ewigkeit. Er sagte ihr, daß seiner Stella Liebe ihn wie auf Flügeln trage, allem Guten und Großen entgegen, daß sie es sei, die sein Herz weit, warm und lebensfroh schlagen mache, wie nie zuvor.

Seine Worte thaten ihr wehe, sie fühlte sich eine Verrätherin an diesem großen Herzen und ihr graute vor ihrem eigenen, unbekanntem, ruhelosen Sch.

Am nächsten Morgen beim Frühstück, ruhte sein Blick mit innigem Wohlgefallen auf ihr, wie sie in ihrem reizenden, weißen Negligeé, ein kokettes Häubchen auf den widerspenstigen Locken, so hausmütterlich für ihn sorgte. Waren auch die Schatten, welche sie gestern ängstigten, verschwunden, blieb doch das Verlangen nach Veränderung ebenso rege als zuvor, und ihm die Kaffetasse reichend, bat sie einschmeichelnd: „Guter Berndt, laß uns eine kleine Reise machen.“

Er hatte sich eben erst in diesem Paradiese zu zweien so herrlich eingenistet, und nun dieser Vorschlag! Die Wolke auf

seiner Stirn entging ihr nicht, und ihm liebevoll die Wange streichelnd, sagte sie beschwichtigend: „Nur ein ganz kleiner Ausflug — für eine Woche nach Berlin. Du weißt nicht, wie ich nach Musik dürste und mit Dir im Reiche der Töne schwelgen möchte, — nun sind die Italiener da!“

Anderen Morgens saßen sie im Coupee und brausten Abends in die mächtige Bahnhofhalle der Hauptstadt.

*
*
*

Wie heimelte Stella all' das großstädtische Treiben an. Das Menschengewoge und Wagengerassel, das glänzende Tausenderlei der zahllosen Schaufenster, das helle Gaslicht; ja selbst der bituminöse Geruch des nassen Asphalts wirkte belebend auf ihre Nerven.

Wie ein Kind klatschte sie vor Vergnügen in die Hände, als um 8 Uhr früh die Wache mit klingendem Spiel vorüberzog — sie sprang aus dem Bette und schaute zum Fenster hinaus, nach dem Brandenburger Thore, bis der letzte Mann verschwunden war. Dann kam der Kaffee mit frischen Kipfeln — Stella versicherte, es ginge nichts über einen berliner Kaffee mit Kipfeln — und die Theaterzeitung dazu — o, es war prächtig, und sie überschüttete den zufrieden dreinschauenden Gatten mit zärtlicher Dankbarkeit. Tagsüber entwickelte sie eine Kastlosigkeit, die er vergebens etwas zu dämpfen suchte, es blieb ihm nichts übrig, als seinem Wirbelwinde zu folgen. Er that es in bester Laune, denn auch er hatte ja

ein offenes Verständniß für Alles, was Interesse bieten konnte, und Stellas unverwüßlicher Entzain wirkte natürlich ansteckend.

Abends besuchten sie die Oper. Anfangs hatte er befürchtet, Stella könnte sich zu viel thun, denn über die Brüstung gelehnt, einen heißen Glanz in den Augen, nahm sie mit fieberhafter Intensität jeden Ton, jede Bewegung in sich auf — er durfte unbesorgt sein, sie atmete in ihrem Elemente und fühlte sich ungleich frischer, als in den ruhigen Tagen ländlichen Stilllebens.

Eine Woche war bereits verstrichen, aber von der Heimkehr wurde noch gar nicht gesprochen.

Man gab den „Othello von Verdi“, als in der Pause nach dem zweiten Act die Logenthür sich öffnete, und ein junger Mann von auffallend eleganter Erscheinung eintrat.

„Raoul“, rief Berndt freudig überrascht, und stellte seiner Frau den Studiengenossen vor, die ihn liebenswürdig als Bekannten begrüßte, hatte sie seinen Namen doch oft genug gehört; das Gespräch kam sogleich in lebhaften Fluß. Raoul, schon längere Zeit in Berlin und sehr bekannt in Künstlerkreisen, wußte allerlei Amüsantes von den heute auftretenden Persönlichkeiten zu erzählen. Berndt gewahrte mit einiger Verwunderung, welches brennende Interesse für Stella die Bühnenwelt hatte, bis in das geringfügigste Detail hinein. Da war denn Raoul der unermüdlche und witzige Causeur, der rechte, um ihre Neugier zu stacheln und zu befriedigen.

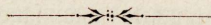
Er begleitete Erbachs zu ihrem Hotel, wo noch gemeinsam sehr heiter soupirte wurde, und blieb fortan für die übrige Zeit ihres Aufenthaltes in der Reichshauptstadt der gerungesehene Dritte im Bunde.

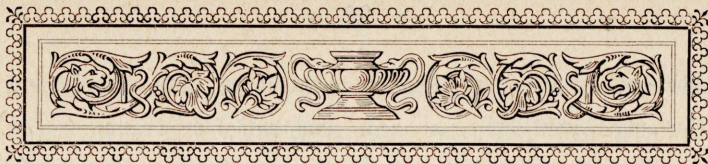
Berndts Liebe und Stellas Leidenschaft für Musik waren etwas sehr Verschiedenes. Ein schönes Lied konnte ihn begeistern und tief bewegen, im frischen Chorgesänge wirkte er gern mit und das Waldhorn blies er, wie nur einer, dem Waidmannslust und Spielmannsblut in den Adern rollt, allein im Theater genoß er die edle Kunst am wenigsten. Die Hitze und das stundenlange Festsetzen beklemmten ihn. Dazu kam, daß kein Bühneneffect ihm irgend welchen Eindruck machte, vielleicht weil sein adlerscharf blickendes Auge jede Illusion zerstörte — so blieb das ganze Coulissentum für ihn ein reizloses Blendwerk. Für Stella dagegen versank das Sein vor dem Schein, für sie ward die Bühne zur Welt. Jede, noch so feine Abschattirung in der Darstellung empfand sie mit, jede Tonnuancirung vibrirte in ihren Nerven nach. Von Anfang bis zu Ende fühlte sie das Herz der Primadonna in ihrer eigenen Brust schlagen; sie schluchzte und jauchzte mit ihr. Raoul konnte sie verstehen, seine sensitive Natur vermochte den Regungen ihrer Seele zu folgen — und dann hatte er sie gehört während ihres kurzen Lenzes, von dessen Rausch sie niemals sprach, auch nicht mit Berndt.

Es machte sich also ganz von selbst, daß dieser seine Frau

oft nur in die Oper begleitete und in des Freundes Gesellschaft ließ, um erst kurz vor dem Schluß wieder zu erscheinen, sie abzuholen. Die Zwischenzeit verbrachte er in einer nahegelegenen altdeutschen Bierhalle, mit einigen Studiengenossen, die hier regelmäßig zusammenkamen. Eine kleine, ausgewählte Tafelrunde von Männern der Wissenschaft, zumeist Medicinern und Naturforschern, unter denen der anregendste Gesprächsstoff niemals ausging.

Endlich mußte von Berlin geschieden sein, denn Berndts Geschäfte daheim litten keinen Aufschub mehr. Bis Königsberg war Raoul Reisegefährte des jungen Paares; er konnte sich aber leider nicht aufhalten, sondern mußte in Angelegenheiten des Hauses Courtry und Co. weiter nach Petersburg, Moskau und Astrachan. Auf der Rückreise jedoch, etwa in einem halben Jahre, hoffte er zu einem längeren Besuch in Stolpen einkehren zu können.





Kapitel XI.

Die Märzsonne verzehrte den letzten Schnee, lockte die ersten blauen und weißen Sternblümchen hervor, und spähte freundlich prüfend von der Bodenkammer bis zum Keller, in alle Räume des alten Hauses, in das zu allgemeiner Befriedigung Marga wieder eingezogen war.

Berndt hatte die Schwester lebhafter vermißt, als er es sich in seinem jungen Glücke eingestehen wollte, und Stella, die mit dem Haushalte nicht ein nicht aus wußte, war überglücklich, alle ihre kleinen Sorgen in geübtere Hände legen zu dürfen. Fröhliche Tage verbrachten sie nun zu Dreien.

Das Beste aber, meinte Stella, sei der frische Morgenritt. Wald und Wiesen hatten einen so eignen Duft — in das zarte Grün zu schauen, that so wohl — und dann das angenehme Gruseln, wenn ihr stolzer Emir einen übermütigen Satz machte. Berndt hatte ihr den bildschönen, arabischen Goldfuchs geschenkt, der sie in Berlin im Cirkus so entzückt hatte, daß sie nur noch von ihm träumte.

Am Morgen nach ihrer Rückkehr hatte sie ein leises

Wiehern unter ihrem Fenster vernommen, und als sie den Vorhang zurückschlug — nein, das war kein Traum, — da stand das herrliche Tier vom Reitknecht gehalten, und scharrte ungeduldig den Kies. Wie war sie da ihrem Berndt um den Hals geflogen und hatte ihn unter tausend Küffen, Perle der Ehemänner genannt! —

Marga ging, wenn ihre Zeit es erlaubte, viel von Hause. Erstens, weil sie den Wert ihrer Gegenwart daheim unterschätzte und stets befürchtete, etwas von dem Plaze einzunehmen, der Stella gebührte, dann aber auch, weil sie bald hierhin, bald dorthin begehrt, und überall herzlich bewillkommenet wurde, sonderlich in Schöneberg, das, nachdem der lärmende Herbstschwarm verflogen, eine gar öde Stätte geworden war.

Auf den Schwingen einer recht ansehnlichen Jahresrente, die ihr der lebenswürdige Schwiegersohn aussetzte, hatte Signora Julia das Weite gesucht.

Fritz Erkau war nach Schlesien versetzt worden, und seit einigen Wochen Atlas gehorsamer Gatte. Der alte Graf hatte über die Verlobung seines Töchterleins mit dem „Habenichts“ anfangs sein ganzes Fluchregister losgelassen, sich aber hernach mit väterlichem Wohlwollen in das Unvermeidliche gefunden; das Mädchen war ihm schon längst unbequem und lästig.

Die etwas zu spät gemachte Entdeckung, daß seines verehrten Schwiegervaters enormes Vermögen aus blauem Dunst

bestand, zu dem man noch allenfalls einiges alte Familienfilber, eine Waffensammlung, ein paar mit Edelsteinen besetzte Säume und Chabracken und ein halbes Duzend türkischer Schlafröcke, die auch bessere Tage gesehen hatten, zählen konnte, war nicht angethan des Leutnants Gefühle zu entflammen. Fritz war jedoch im Grunde ein gutmütiger Junge, und Atta gehörte zu denen, die ihre besten Seiten herauskehren, wenn sie einmal haben, was sie wollen — sie wollte und hatte ihren hübschen Husaren und zeigte Charakter genug, ihn festzuhalten und ihn energisch daran zu hindern, sich mit seinen noblen Passionen zu ruiniren. So gestaltete sich diese Ehe nicht gerade zum Idyll, aber auch nicht schlechter, als manche andere.

Den alten Larsky brachte seine Spielwut in Schöneberg in ein fatales Gedränge. Um sich aus demselben zu retten, hatte er die Unverschämtheit seiner alten Cousine einen Heiratsantrag zu machen. Diese besaß jedoch Vernunft genug, ihn sehr kühl abzuweisen, Gutmütigkeit genug, seine Schulden zu bezahlen, und das Zartgefühl, über den kläglichen Zwischenfall zu schweigen.

Der alte Grand Seigneur verabschiedete sich darauf mit vornehmster Courtoisie und verschwand für immer auf seine polnischen Besitzungen, um in Herrlichkeit und Freuden von dem zu leben, was ihm der Jude ließ.

Obgleich die Herbstgäste nicht gerade im freundlichsten Andenken bei der Herrin von Schöneberg standen, so vermißte sie

doch das lebendige Treiben in ihrem Hause, es hatte das Gespenst der Langenweile verschucht und die schleichenden Stunden beflügelt. Schöneberg war jetzt gar zu melancholisch. Die Sonne drang nur spärlich durch die zu kleinen Fenster in die hohen, öden Räume mit den festungsdicken, winterkalten Mauern, und was mit dem düster feuchten Park anzufangen sei, wußte selbst der Frühling nicht recht. Er that schließlich das Beste, was er thun konnte, und bedeckte Alles mit einförmigem Grün. Nicht allein Baumkronen, Sträucher und Grasplätze, sondern auch die Stämme, Teiche, Wege, Grotten, Thränenurnen und gebrochenen Säulen.

Stella floh den trübseligen Ort, wie die Taube das Eulennest. Das arme, alte Fräulein war immer erkältet, mit Zahn- oder Ohrenreissen behaftet, in unzählige Tücher jeder Größe und Farbe gewickelt, immer verdrießlich und mit den Leuten hadernnd — wirklich bejammernswert — da war es wieder ganz selbstverständlich, daß Marga sich ihrer annahm, that es doch sonst Niemand. Höchstens der Doctor kam pflichtschuldigst zu einer Partie Besique, oder Konrad Steiner in Geschäften — aber immer so eilig. Er hatte dann wohl ein joviales, ermunterndes Wort, doch niemals Zeit die hunderttausend Wehleidigkeiten und Calamitäten anzuhören.

Margas Erscheinen wirkte wie ein frischer Luftzug auf dumpfe Stubenatmosphäre; es atmete sich leichter in ihrer Gegenwart. Sie zeigte eine so freundliche Teilnahme, daß

die kleinen Leiden sich während des Erzählens mehr und mehr verflüchtigten und die eben noch hergehohen Verdriüße in ein Nichts zusammenschmolzen. Die Widerwärtigkeiten mit den Dienstboten wußte sie im Handumdrehen zu schlichten — hier ein begütigendes, dort ein ernst mahnendes Wort sprechend — zuweilen auch mit einem Scherz die gute Laune wieder herstellend.

Durch Marga erfuhr Fräulein von Merbitz von allerlei Not in nächster Nähe, die sonst nie an sie herantrat: Von des Schäfers kleinem, blinden Mädchen, welches in die Anstalt nach B. gebracht werden mußte, von des Nachtwächters kranker Frau, der etwas Wein, und die kräftige Brühe aus der herrschaftlichen Küche aufhelfen würde, und anderes mehr.

Am erfrischendsten jedoch wirkten auf die trübselige Einsiedlerin die Vereinsabende in der Stadt, zu denen Marga sie regelmäßig abholte. Dieses waren christliche Zusammenkünfte, von echt evangelischem Geiste geleitet. Das tiefste Mitleid mit dem namenlosen Elend Leibes und der Seele, unter dem eine zahllose Menge dahingeht, erfüllte hier die Herzen, und hundert fleißige Hände regten sich in werthätiger Nächstenliebe. Alles verkehrte hier so herzlich und freundlich mit einander, einmütig um den thatkräftigen, Frohsinn verbreitenden Mittelpunkt geschart, der natürlich Marga hieß. Sie theilte jedoch die glückliche Gabe, belebend auf die Umgebung einzuwirken, mit

dem würdigen Pfarrer, der so anregend aus dem weiten Gebiete innerer und äußerer Mission zu berichten, des Gottesreiches große Fragen so tageshell zu beleuchten wußte, daß seinen Zuhörern der opferfreudige Helfersinn dabei mächtig wuchs und sich kräftig zu bethätigen strebte.

Dem vereinsamten, alternden Fräulein ging hier eine neue Welt auf; die lichte, im Verborgenen wirkende und bis in das Verborgendste hinein reichende Welt des Erbarmens, in der die Einsamen, Brüder und Schwestern finden, und die zwecklos Dahinlebenden im wahren Gottes- und Menschendienste, edle Früchte tragen können. Ihr eingeschrumpftes Herz begann bald sich unter diesen erwärmenden Einflüssen zu dehnen, und ihre Hand that sich gern auf. Sie wurde eine bereitwillige Geberin, wenn auch leider niemals eine freundliche, denn sie steckte nun einmal in einer verdrießlichen Haut und das beraubte sie und den Empfänger ihrer Wohlthat, der Freude, die sie alle Beide hätten haben können. Aber wie dem auch war, ohne Segen für Fräulein v. Merbig blieb es gewiß nicht, daß sie von ihrem großen Vermögen einen so guten Gebrauch zu machen begann. Unter Margas praktischer Leitung entstanden schon im nämlichen Frühjahr zu Schöneberg ein Kindergarten und ein Siechenhaus. Konrad Steinerbeutelte ohne Einwendungen das Nötige aus, und war doch sonst so sparsam für Andere nicht minder, als für sich selbst. Interessirte er sich etwa für verwahrloste Kinder, Krüppel,

Lahme und Blinde? Bewahre, die beunruhigten ihn nicht im Geringsten — allein, was Marga für gut und nötig hielt, das mußte unverzüglich geschehen. Dieser kühle, nüchterne Mensch, der, bei aller angeborenen Gutmütigkeit, Rains „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ in seinem Inneren fortwährend nachsprach und es absolut nicht begreifen konnte, daß die Not oder gar die Verkommenheit der Leute irgend Jemanden außer der Polizei etwas anginge, hing mit allem, was er an Gefühlswärme besaß, an Berndt und Marga. O, Inconsequenz der menschlichen Natur! Besonders für Marga war seine Verehrung ohne Grenzen, und hatte er jemals etwas empfunden, was Liebe genannt zu werden verdiente, so hatte diese Regung ihr allein gegolten, dieses in Worte zu kleiden, hätte er jedoch niemals gewagt.

Sie kannten einander von der Kinderstube her. Vater Steiner war Hausarzt des alten Herrn von Erbach gewesen und der kleine, artige Konrad durfte mit nach Stolpen fahren, so oft der Vater dort zu thun hatte. Marga sprach schon damals wie heute, immer nur im vertraulichen Neckton mit ihm und lachte ihn aus, wenn er eine ernste und gewählte Unterhaltung begann, oder gar anfing sentimental zu werden. Vor Zeiten hatte ihn das bis zu dicken Thränen gekränkt — jetzt war er es längst zufrieden, dachte an keine Liebeserklärung mehr, aber vertrat alles, was Marga sagte oder that, gegen seine eigene vernünftige Ueberzeugung, als das

unbegreifliche Wollen und Walten eines Wesens höherer Ordnung.

Es ging Konrad Steiner ausgezeichnet gut. Seine Geschäfte florirten und prosperirten so, daß er seit dem letzten Winter ein eigenes, stattliches Haus am Marktplatze bewohnte. Jetzt fehlte ihm nur noch die Hausfrau, sonst war die Einrichtung complet. Auch Marga hatte ihm das Heiraten angeraten und zwar ganz ernstlich, — warum sie ihn doch sonst wohl immer nur von der heiteren Seite nahm?

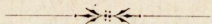
Da war Elvire, einzige Tochter des Commerzienrates Schmiedler, welcher zu den Wohlhabendsten und Einflußreichsten gehörte, ein liebes, blondes Mädchen: häuslich, wohlgezogen, sanft — die würde ihm niemals die geringste Unbequemlichkeit bereiten.

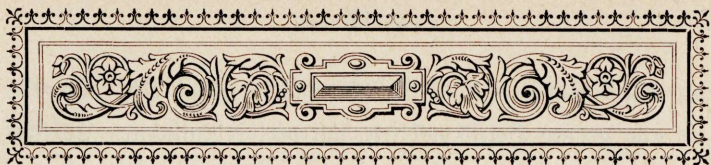
Als die Apfelbäume in schönster Blüte standen, was übrigens mit dem nachstehenden Ereignisse gar nichts zu thun hatte, verlobte sich Konrad Steiner mit Elvire Schmiedler. Die Eltern sagten, sie könnten ihrem geliebten Kinde keinen besseren Mann wünschen, und auch Elvire war zufrieden.

„Ein überaus passendes Paar,“ meinten alle Bekannte, und damit sagten sie die reine Wahrheit. Die Hochzeit wurde mit großem Pomp gefeiert. Das Diner war vorzüglich; die Weine namentlich auserlesen. Es wurden sehr hübsche Toaste gehalten und gar keine Thränen vergossen, weder vor, noch nach der Trauung, und dann zogen sie in

ihr neues Haus, welches die renommirte Firma Rog und Co., die alle großen Hotels möblirte, mit dem erdenklichsten Comfort ausgestattet hatte.

Wer an Konrad und Elvirens Glück gezweifelt hätte, nun, der wäre allerdings närrisch gewesen.





Kapitel XII.

Der holde Venz hat sein lachendes Erdenhaus zu früh verlassen," — klagte Stella, die der heiße Sommertag müde machte. Die kleine Langschläferin wußte nichts von der köstlichen ersten Morgenfrische, die Berndt, sich um Sonnenaufgang leise aus dem Schlafgemache stehend, in Feld und Wiese genoß. Ja, zu früher Stunde begann sein rüstiges Schaffen, aber auch die heiße Mittagssonne fürchtete er nicht; sie bräunte ihm das männliche Antlitz tiefer — sonst konnte sie ihm nichts anhaben.

Stella begleitete ihn immer erst Nachmittags, wenn die Schatten länger wurden — am liebsten in's Heu. Da warf sie sich denn in den ersten besten, duftenden Haufen und träumte ungestört. Ihre Augen blickten zum lichten Abendhimmel auf, aber sie sahen ihn nicht, sie sahen über eine Lampenreihe weg, in einen dämmrigen Raum voll undeutlicher, schattenhafter Gestalten — tiefe, atemlose Stille — und jetzt — jetzt brach es los wie Wettermacht und brauste heran wie Meereswogen — jetzt erstarb es, und erwachte auf's neue

mit zwiefacher Wucht! O wilder, hinreißender Laut — Weifallsturm, nach dem ihre Seele lechzte — würde sie ihn jemals wieder vernehmen? Und leise sumnte sie die Arien, welche diesen Sturm einst so mächtig geweckt hatten. Thränen verdunkelten ihren Blick — sie war weit, weit fort aus ihrer idyllischen Umgebung und merkte es oft nicht, daß Berndt, von seinem Rundgange zurückgekehrt, schon eine Weile neben ihr stand. Ein Schatten glitt über sein freundliches Gesicht, wenn er sie so abwesend fand. Er ahnte es nun, daß eine unbezwingliche Unruhe fortwährend an ihr zehrte. Sie an ihr trautes Heim fesseln, ihr ungestüm pochendes Herz in süßen Frieden wiegen, — was seine große Liebe nicht vermochte, — er hoffte, zwei kleine, schwache Händchen würden es einst vollbringen — aber der kleine Wunderthäter erschien nicht. —

Zu der Abendkühle versammelten sich die Hausgenossen im Garten unter der alten Linde. Windlichter beleuchteten das hübsch servirte Abendessen auf dem runden Tische, der meist vier Gedecke trug, denn Hauptmann von Heß, der Hausfreund, fehlte nur selten in diesem engen Familienkreise. Die starke Sympathie, welche er bei der ersten Begegnung schon für Berndt empfunden hatte, war mittlerweile zu fester, gegenseitiger Freundschaft herangewachsen, und seine Verehrung für Marga war ein Teil seines klaren, ruhigen Wesens geworden.

Stella, obwohl lächelnd und scherzend, fühlte sich verlassen und vereinsamt und wußte selbst nicht warum, — war Berndt nicht zärtlich liebevoll, Marga schweesterlich gut, Geß voll Aufmerksamkeit? Ja, — aber sie brauchte mehr — Liebe und Freundschaft genügten ihr nicht, sie brauchte Begeisterung in funkensprühender Wechselwirkung — sie konnte unter Tausenden der vergötterte Mittelpunkt sein, und diese Drei vergaßen im eifrigen Gespräch, an dem sie sich oft nicht beteiligte, manchesmal beinahe ihre Gegenwart! So auch heute. Sie hatte ihren Schaukelstuhl allmählig aus dem Lichtkreise zurückgeschoben und schon lange richtete niemand das Wort an sie.

Es war der 6. August, der große Tag von Wörth, und wohl begreiflich, daß die Männer Rückschau hielten, und Marga mit ihnen. Mit freudigem Reiterstolze erzählte Berndt vom kühnen Refognoszierungsritte der Ulanen in den Hagenauer Forst, und weiter hin bis an Hagenau heran, am Vorabende der Schlacht. Von der Aufstellung der einzelnen Corps am 6. früh, als man hüben und drüben noch einen Tag von der Weißenburger Blutarbeit zu rasten hoffte, und vom ersten, grossenden Kanonendonner, der die Völker zum mörderischen Waffenreigen aufrief, ehe sie es gedacht; auch von den darauf folgenden, großartigen Scenen wußte er ein erschütternd farbentreues Gemälde zu entwerfen.

Stella hing an seinen Lippen, wie immer, wenn sie ihrer

Phantasia freien Lauf lassen konnte. Ihr war, als zöge an ihren begeisterten Blicken ein gewaltiges Drama in wechselvollen Bildern vorüber: Eine freundliche Landschaft lag vor ihr in friedlicher Stille, schmucke Ortschaften inmitten gepflegter Gärten und Felder. Plötzlich bedecken sich die Hügel drüben mit Kriegsvolk, immer neue Scharen rücken nach wie Meereswellen, in unererschöpflicher Menge. Auf der gegenüber gelegenen Hochebene ziehen sich gleichfalls drohende Massen zusammen. Jetzt erdröhnt der Boden unter dem Gebrüll der Geschütze, schwarzes Gewölk bedeckt das Land und aus der dunklen Masse des Heeres lösen sich einzelne Reiterregimenter ab, und zerstampfen im heldenmütigen Todesritt die wogenden Saaten. In ihren Fahnen fliegt der Sieg. Die Franzosen wehren sich tapfer, aber unaufhaltfam dringen Deutschlands Heldensohne vor. Auf allen Punkten der weiten Schlachtklinie entbrennt der wütende Kampf — ein furchtbares, blutiges Gemenge, — Stella meint unter den jubelnden Siegesrufen das Röcheln der Sterbenden zu vernehmen — schauernd wendet sie sich ab, aber dort auf jenem Hügel sieht sie eine herrliche Gestalt hoch zu Ross, das Schlachtgetümmel überschauend: Es ist der Heerführer! Tiefes, menschliches Rühren, und doch auch erhabener Fürstenstolz liegt auf seinem schönen Antlitz. Ein Sonnenstrahl blitzt auf seinen Helm herab und läßt ihn wie eine Kaiserkrone leuchten. O, unergründlich tragisches Geschick — eine Marterkrone war diesem edlen

Haupte beschieden, und im Herzen seines Volkes sollte Kaiser Friedrichs Duldermut den Ruhm des Feldherrn überdauern.

„Und ich habe das Schlachtfeld nie gesehen,“ seufzte Heß, als Berndt inne hielt.

Er war am Typhus schwer erkrankt, noch bevor sein Regiment die Grenze erreichte, und für die ganze Dauer des Feldzuges lahm gelegt gewesen, ein Mißgeschick, über welches er sich noch heute nicht trösten konnte.

„O, beklagen Sie das nicht“, sagte Marga, „es ist das Furchtbarste, was Menschengenossen sehen können: Das Schreckliche, was Menschenhände hier vollbringen, kein Mund vermag es ganz zu schildern. Preisen Sie sich glücklich, das herzbrechende Wehgestöhn und Hülfeflehen nicht gehört, die zerrissenen Leiber und zerschmetterten Glieder, das einsame Verbluten eines blühenden Lebens nicht gesehen zu haben, das vielleicht der alten Mutter einzige Stütze, das höchste Gut des jungen Weibes war, — und nun kein Abschiedskuß, keine Thräne — nur ein namenloses Massengrab in fremder Erde. Tod, Vernichtung, Trümmer, wohin man blickt! Nein, Herr von Heß, wünschen Sie sich nicht auf's Schlachtfeld, auch wenn Ihnen dort beschieden wäre, die schönsten Lorbeeren zu pflücken.“

„Sie mißverstehen mich, Fräulein von Erbach“, erwiderte Heß in seiner ruhigen Weise, „ich schaue nicht nach Kriegsruhm aus, aber ich beklage es tief, daß ich die Kämpfe und

Gefahren meiner Kameraden nicht teilen konnte, und auch nicht ihre Triumphe“, fügte er leiser hinzu.

„Das fühle ich Dir nach,“ stimmte Berndt lebhaft zu. „Um Nichts in der Welt gäbe ich meine Kriegserinnerungen hin, sie sind mir alle heilig, die schrecklichen wie die beglückenden, und ich danke Gott, die glorreiche Zeit miterlebt zu haben, die unsere langgetrennten Bruderstämme auf immer einte. Das konnte nur geschehen, wo ein Sturm erhabener Begeisterung Fürsten und Völker ergriff, und über alles eigensüchtige Wünschen und Rückwärtsschauen hinwegtrug; wo alle Sonderinteressen im großen Reichsgedanken untergingen. Nord und Süd schloß Blutsbrüderschaft auf der Walstatt, das ist ein unlöslicher Bund!“

„Walt's Gott,“ sprach Marga, „und dennoch ist der Krieg ein Fluch.“

„Den der große Schlachtenlenker droben in Segen verwandeln kann, wenn es ihm gefällt,“ entgegnete Berndt. „Der Franzosenkrieg, mit dem unser Jahrhundert begann, wälzte sich voll unsagbarer Schrecken über Europa hin, und wenn wir jetzt zurückschauen, sehen wir in ihm ein erlösendes Gewitter, das erdrückende Fesseln, vermoderte Sitten und morsche Throne zerschmetterte, geknechtete Völker mit dem Schall der jüngsten Posaune aus tiefer Versumpfung aufrüttelte, und den verrotteten Boden umstürzte, für die edle Saat der Freiheit. Als der wilde Graus vorübergezogen war, da erblühte aus

dem Schutt der Vergangenheit ein Geistesfrühling, wie die Welt noch keinen erlebte, und aus den Schlachtfeldern von Siebzig wuchs unser einiges Deutschland empor! Ja, der Fluch ward zum Segen!“

Das Thema war noch lange nicht erschöpft, da rollte ein Wagen in den Hof und hielt an der Hausthür. Berndt erhob sich und ging dem späten Gast entgegen. Nach einigen Augenblicken erschien er mit Raoul.

„Nein, welch' reizende Ueberraschung,“ rief Stella, ihm in offener Freude die Hand entgegenstreckend. Er drückte sie an seine Lippen und begrüßte dann, von Berndt vorgestellt, Marga und Hefi. Der Tisch wurde rasch geordnet und ein reichlicher Imbiß aufgetragen.

„Wie schön, daß Sie eben jetzt kamen, Herr Courtry,“ sagte Stella, sich neben ihn setzend, „Sie machten den fürchterlichsten Kriegserinnerungen ein Ende, die mir eine schlaflose Nacht bereitet hätten!“

„Kannst Du Deine Frau nicht heiterer unterhalten?“ fragte Raoul mit schelmisch vorwurfsvollem Blick, seinen Freund, „übrigens, gnädige Frau, war es eine ganz lustige Zeit, ich war ja auch als Schlachtenbummler dabei, und darf also mitsprechen. Die Turfos wurden allerdings als leibhaftiges Ammenmärchen in's Feld geschickt, die Leute das Gruseln zu lehren, aber auch mit denen hatte es, in der Nähe gesehen, keine Not.“

„Erzählen Sie uns von Ihren Erlebnissen,“ unterbrach sie ihn, die darauf brannte, aus der Welt, aus seiner und ihrer Welt, zu hören.

Es ist nicht ganz leicht, einer solchen Aufforderung sogleich in fließender Weise nachzukommen, Raoul jedoch entledigte sich seiner Aufgabe meisterlich. Er sprudelte förmlich über von amüsanten Schilderungen der verschiedensten Festlichkeiten und Vorstellungen, die er mitgemacht hatte, hundert Anekdotchen von Würdenträgern, Schauspielerinnen, Gardeoffizieren einfluchtend. Auf allen Bühnen, hinter allen Couliissen wußte er Bescheid, und Stella hörte ihm mit einer Ekstase zu, als sei er der Ueberbringer von Offenbarungen aus einer höheren Sphäre. Sie merkte es nicht, wie die Zeit verrann, und schmollte unwillig, als Berndt zum Schlafengehen mahnte. Sie fühlte es auf einmal, wie jung sie sei: Lichterglanz, funkelnde Juwelen, strahlende Gestalten, rauschende Tanzmusik verfolgten sie bis in den tiefsten Traum. Das Vagantenblut pochte ungestüm in ihren Adern und heiße Thränen neigten ihr Kissen.

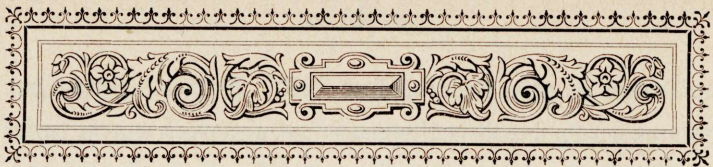
Raoul war ganz entschlossen, seinem früher gegebenen Versprechen gemäß, einen längeren Besuch in Stolpen zu machen. Er fühlte sich sehr erschöpft von den rastlosen Vergnügungen der verfloffenen Monate, und hoffte hier, in ländlicher Ruhe, die abhanden gekommene Genußfähigkeit wiederzufinden. Seine leichtlebige Natur paßte sich neuen Verhält-

nissen rasch an, so fühlte er sich denn auch bald heimisch. Berndts Herzlichkeit und der ungezwungene Verkehrston mit den übrigen Hausgenossen wirkten ausruhend auf seine überreizten Nerven. Stella und Marga gegenüber kennzeichnete jene vertraute Ehrerbietung sein Wesen, die den Umgang mit ihm, für Frauen besonders, anziehend machte. Stella war ihm die Behaglichere von Beiden. Sie gehörte, wenn auch als ein selten reizendes und veredeltes Exemplar, einer ihm bekannten Klasse weiblicher Wesen an. Marga dagegen erschien ihm als etwas völlig Neues. Die unbewusste, etwas strenge Anmut ihrer Erscheinung, ihre geistvolle, frische Unterhaltungsgabe interessirte ihn lebhaft. Noch nie waren ihm hoheitsvoller Ernst und urkräftige, frohe Energie unter so angenehmen, ja zarten Formen erschienen. Sie war die Erste, die ihn zugleich anzog und aufzublicken zwang. Bald ging sein ganzes Bestreben darauf aus, ihre Gunst zu erwerben, allein er mußte es sich eingestehen, daß dieses selbst für ihn, den Meister in der Kunst zu gefallen, keine leichte Aufgabe sei. Ihr ganzes Denken und Empfinden stand so hoch über seinem Niveau, sie schaute so viel tiefer, so viel weiter als er. Oft sprach sie zu ihm, dem vollendeten Weltmanne, beinahe wie zu einem unreifen Knaben. Das konnte ihn ganz zornig machen, aber nur auf Augenblicke, denn sie war ja doch so gut für ihn.

Seine Anwesenheit schien ihnen Allen genehm zu sein — er brachte Munterkeit in das Haus und nahm an Allen und

an Allem in guter Kameradschaft Theil. Während Berndt und Marga durch ihre Beschäftigungen viel abgezogen waren, wurde er für Stella ein unentbehrlicher Gesellschafter. Zu Stunden saß er am Clavier und spielte ihr vor, brachte sie auch bald dazu, langeingestellte Singversuche zu machen. Anfangs nur mit gedämpfter Stimme, und — o Wunder, das ermattete Organ hatte sich während der langen Ruhe gekräftigt. Sie fand Töne wieder, die sie für immer verloren wähnte. Zuerst die tiefen, allmählich höhere und höhere — unsicher zwar und oft versagend, aber sie waren da und gewannen täglich an Klangfülle und Reinheit. Wie stürmisch schlug ihr Herz dabei! Ach, sie konnte ihrem Glück nicht glauben, nicht trauen, und beschwor Raoul, der sich aufrichtig mit ihr freute, zu schweigen, bis sie sich im Besitze ihres höchsten Kleinods sicher fühlte. Nun hatten sie ein Geheimniß, und der Einzige, der dieses mit Unmut empfand, mit dem feinen Gefühl, das er für Alles hatte, was seine Freunde betraf, war Heß.





Kapitel XIII.

Das Stolpensche Stilleben unterbrachen hin und wieder Ausfahrten in die Nachbarschaft oder in die Stadt.

Eines Tages, zu Mittag, war Berndt mit Frau und Schwester nebst den beiden Wahlverwandten, wie er Heß und Courtry nannte, bei Steiners eingeladen. Nach dem ausgesucht feinen, kleinen Diner, etablirten sich die Männer am Kartentische im Arbeitszimmer des Hausherrn, während die Damen, zu denen auch Fräulein v. Merbitz gehörte, ihren Mokka im Salon einnahmen. Sie klagte, wie gewöhnlich, über allerlei häusliche Calamitäten und ließ sich von Marga, deren nimmer rastende Hände an einem weißen Tuche arbeiteten, trösten und beraten. Stella langweilte sich sträflich und forderte Elvire auf, mit ihr vierhändig zu spielen; es wollte aber damit nicht recht gehen — Elvirens tote Fingerfertigkeit hing sich wie ein Eisgewicht an Stellas geniales Auffliegen und Niedertauchen.

„Die Sonate ist zu schwer für uns,“ sagte sie entnuttigt, „wollen wir es mit einem Walzer versuchen,“ aber auch der Walzer hinkte.

Im Herrenzimmer wurde lebhaft discutirt. Man war von diesem und jenem, anlässlich eines Duells, das eben in aller Leute Mund war, auf den Begriff „Ehre“ zu sprechen gekommen. „Ehre, wie Recht oder Unrecht,“ meinte Steiner, „ist ein relativer Begriff, abhängig von Zeit und Umgebung, vom gesellschaftlichen Milieu, in welchem Einer sich befindet. Ehrenhaft ist, wer seine Handlungen in jedem gegebenen Falle mit den Anschauungen und Gewohnheiten seiner Mitbürger in Einklang bringt.“

Berndt schüttelte bedenklich den Kopf. „Hiernach wäre ja ein Dieb unter Umständen ein Ehrenmann.“

„Innerhalb seiner Bande gewiß,“ lachte Steiner, der ganz bereit war, seine Theorie weiter zu verfechten.

„Ihre Havannas sind vorzüglich,“ unterbrach ihn Courtry, sich die zweite ansteckend, „ich denke, Ehrgefühl ist etwas so selbstverständliches, daß sich darüber gar nicht streiten läßt: Wort halten, Schulden bezahlen, discret sein, wo es sich um den guten Ruf schöner Frauen handelt, für jede Beleidigung Satisfaction fordern und —“, fügte er lächelnd hinzu, „wenn man ein wahrer Ehrenhaftigkeitsausbund sein will, es sich versagen, ein Herz erobern zu wollen, das einen legitimen Eigentümer hat — jeder echte Cavalier wird sich an diese Ehrentafel halten.“

Berndt legte ruhig die Karten aus der Hand. „Gottlob,“ sagte er, „daß es für Ehrenhaftigkeit eine festere Grundlage

giebt, als der „echte Cavalier“ zu bieten vermag. Was Du eben als ehrenhaft hinstellst, Raoul, hält der Macht täglicher Versuchung nicht stand, noch viel weniger dem Sturm der Leidenschaft. Ehre vom Stamm des großen Sittengesetzes, das unser Thun beherrschen soll, losgelöst, der Willkür des Einzelnen preisgegeben, ist eine abgerissene Blume, ein Nichts, das der Wind verweht, wohin er will.“

„Ich stimme mit Dir in so fern überein,“ bemerkte Konrad, indem er mit Kreide einige Zahlen auf das grüne Tuch schrieb, „als auch ich den „echten Cavalieren“ nicht blindlings traue — mit dem Schuldenbezahlen ist das so eine Sache —“

„Und mit dem Herzen, das einen legitimen Eigentümer hat,“ fügte der schweigsame Heß hinzu, „erst recht, — was kann der echte Cavalier da nicht hinterdrein alles zur Entschuldigung vorbringen — schließlich war er es gar nicht, sondern nur sie!“ -- Er betonte seine Worte so sonderbar. Raoul warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. — „Sawohl,“ sagte er leicht hin, „Eva war das Karnickel, von dem das ganze Elend herkam. Aber wo steht Dein großes Sittengesetz geschrieben?“ wandte er sich an Berndt.

„In unserem Gewissen, so lange wir es nicht belügen und betäuben“, entgegnete dieser, „als klare, deutliche Abschrift des göttlichen Willens.“

Raoul warf den Kopf zurück und blies den Rauch seiner Cigarre in kurzen Stößen von sich. Das Gesetz seines jungen

Lebens hieß Genuß, vorläufig fragte er nach keinem anderen. „Berndt,“ sagte er nach kurzer Pause, „Du bist ein miserabler Spieler!“

„Das war ich stets,“ gab jener gelassen zu, und nahm seine Karten wieder auf.

Raoul und Konrad — dem Aeußeren, dem Temperamente, den Neigungen nach Extreme, und doch in einer Hinsicht, wie ähnlich! Beide Schmenschen, jeder Zoll. —

Als solche fanden sie in Berndt und Marga ihren absoluten Gegensatz, von welchem sie sich nicht abgestoßen, sondern im Gegenteil unwiderstehlich angezogen fühlten.

In den folgenden Tagen waren die Geschwister viel außer dem Hause thätig. Ungeört und ungehört konnte Stella ihre Uebungen fortsetzen. Sie sang in unennbarar Wonne und unsäglichem Weh; jauchzen und schluchzen hätte sie in einem Atem mögen — sang so klangvollendet, so herrlich wie einst. Endlich einmal, am Schlusse solch' einer berausenden Stunde, gab sie Raouls Bitten nach und versprach sich Abends, wenn sie Alle vereint sein würden, hören zu lassen. Er aber sollte den Anfang machen, mit seinem Spiel sie in die rechte, warme Stimmung hinüberleiten. Der Abend kam schneller als Stellas zaghafte Seele es wünschte. Durch die weitgeöffnete Glashür strömte die laue Sommernacht hinein. Berndt lag in einem weichen Armstuhl ausgestreckt, nach rüstigem Tagewerk die Ruhe in vollen Zügen genießend. Neben ihm saß Marga;

auch ihre Hände ruhten im Schooß. An ihrer Seite auf dem Divan hatte Heß, der treue Freund, Platz genommen.

Raoul spielte eine Nocturne von Chopin. Stella stand neben ihm und wandte die Seiten. Wie berückend schön war sie heute in ihrem anschmiegenden Kleide von cremefarbenem Batist mit der gloire de dijon im dunklen Haar, ein zartes, fliegendes Rot auf den Wangen.

Mit stolzer Zärtlichkeit ruhte Berndts guter, freimütiger Blick auf ihr; aber sie erwiderte ihn nicht. Schüchtern, fragend, zweifelnd sah sie auf Raoul, und errötete unentschlossen, wenn er mit ermutigendem Lächeln zu ihr aufblickte.

Des Hauptmanns träumerischen, grauen Augen entging nichts, allein er deutete falsch, was er sah. Wie ein Alp wälzte es sich ihm auf die Brust — nein, er hielt es nicht aus, stand auf und ging in den Garten. Raouls Accorde verflangen. Stella nahm ein Notenheft und blätterte abwesend darin — Marga benutzte die Pause und trat ebenfalls hinaus, die köstliche Nachtluft zu atmen. Sie stieg die wenigen Stufen hinab — da begegnete sie Heß und sie schritten zusammen in den Bogengang. Der Mond warf durch das dichte Laub silberne Streiflichter auf ihren Weg. Heß kämpfte mit sich, er mußte sprechen und das Wort wollte ihm nicht über die Lippen. „Fräulein Marga,“ sagte er endlich kurz entschlossen, „mit Berndts arglosem Herzen wird grausam gespielt.“

„Stella liebt ihn von ganzer Seele,“ entgegnete sie sehr betroffen.

„La donna e mobile!“ seufzte er.

Marga blieb stehen und wandte ihm ihr monderhellstes Antlitz zu: „Dieses banale, grundunwahre Wort hätte ich von Ihnen nie vernehmen sollen,“ sagte sie herb, und als er erwidern wollte, fügte sie in weicherem Tone hinzu, „ein echtes Weib ist treu, und in der Treue stark bis in den Tod: dem Glauben treu, bis auf den Scheiterhaufen, der Pflicht getreu, durch ein langes Leben voll Opfer und Entagung, der Liebe, dem ersten Herzensfrühling treu, auch wenn er längst verblühte. Ja, — einer Erinnerung bis zum letzten Atemzuge getreu. Neben wie Vielen wandelt Erinnerung, ein stiller Engel, ohne daß es die Menschen ahnen: im rauschenden Festsaal, in schweigender Einsamkeit, in Arbeit und Ruhe — immer gegenwärtig, bis in den tiefsten Traum. Und Stella sollte auch nur mit einem Gedanken dem Erwählten ihrer freien Neigung untreu werden — dessen Liebe stündlich bei ihr ist!“

Heß dachte nicht mehr an Stella; Margas Seele hatte sich vor ihm entschleiert — einer Erinnerung getreu bis in den Tod! Schweigend wandten sie sich wieder dem Hause zu, aber noch ehe sie es erreichten, fluteten ihnen Töne entgegen, wie ein Strom von Licht. Stella sang ein italienisches Lied. Wie gebannt blieben sie auf der Schwelle stehen. Mit der Allgewalt des Schönen stieg eine neue Welt vor ihnen empor. Tief erregt hatte sich Berndt erhoben. Sein Herz bebte vor Entzücken, und auch vor Weh; denn ihm war, als flöge seine

Stella auf Flügeln des Gefanges für immer davon. Den letzten Ton hinaufwirbelnd wie eine steigende Lerche, warf sie sich in seine Arme und barg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust. Dann, über seiner Schulter Raoul schelmisch zunickeud, rief sie lachend: „Nun ist unser großes Geheimniß heraus,“ und Berndts Wange zärtlich streichelnd, fragte sie wieder sonuig heiter „und ahntest Du denn nichts, Du guter, argloser Mann?“

„Nichts, nichts — mein Stern,“ lautete die aufrichtige Antwort.

Marga warf Heß einen triumphirenden Blick zu. Keu- mütig näherte er sich der holden Sängerin und küßte ihre kleine, weiße Hand in stummer Abbitte.

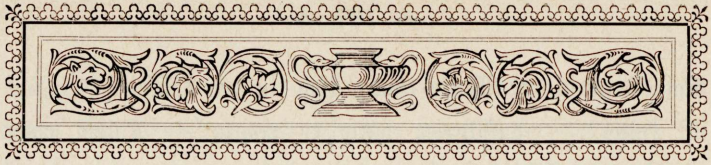
„Gute Nacht, gute Nacht,“ rief sie und verschwand.

Nun ließ Raoul seiner Begeisterung die Zügel schießen, nicht ohne Stolz, der Prinz gewesen zu sein, der dieses Dorn- röschen wieder erweckt hatte. Als man sich endlich trennte, sagte er, Berndt auf die Schulter klopfend, leichthin: „Denke nur nicht, alter Freund, Du könntest dieses Vöglein in Deinem Garten oder gar in Deinem Käfig einfekern — die weite Welt ist der Hain für eine solche Philomele! Du sollst blos dieses Schazes Hüter, die Muschel dieser Perle sein!“ —

Stella lächelte im Traum, aber Thränen hingen an ihren Wimpern, als Berndt sich mit verhaltenem Atem über sie beugte und ihr welliges Haar leise mit heißen Lippen berührte.

Raouls grausame Worte tönten ihm in den Ohren — „nur ihr Hüter“ — aufschreien hätte er mögen — Hüter eines Vogels, der Flügel hat! —

Auf der Chaussee nach der nahen Garnison ritt Einer, der es nicht eilig zu haben schien. Der stattliche Braune ging im Schritt, die Zügel hingen ihm lose über den Hals. Der Mond schien hell auf die Stoppelfelder. Weißer Nebel stieg aus den Wiesen. Vor den verschleierte[n] Blicken des Reiters versank eine liebgewordene Vision: ein trautes Heim, eine herrliche Frauengestalt, die dieses Heim zu einer Stätte freundigen Strebens, warmen Erdenglückes, heiligen Friedens machte. „Einer Erinnerung getreu, bis in den Tod.“ Diese Worte entrückten ihm das geliebte Weib in unerreichbare Höhe. Aber siehe, die Verlorene neigte sich wieder zu ihm herab und streckte ihm die Hände entgegen, allein es war nicht mehr die Geliebte, nach der sein Herz begehren durfte, — die Freundin, deren edles Haupt das Diadem der Treue trug, sollte ihn auf der Bahn des Lebens begleiten. Er seufzte tief, faßte die Zügel straffer und sprengte in männlicher Haltung davon.



Kapitel XIV.

Stella vertiefte sich von Tag zu Tag mehr in ihre heimische Sphäre, schliff ihre herrlichen Töne, wie man Edelsteine schleift, bis sie in allen Farben des Regenbogens funkeln und sprühen, und war unter dem ersten Zauber ihres wiedergewonnenen Glückes der Sonnenschein des Hauses.

Raoul verkehrte in kameradschaftlicher Ungezwungenheit mit ihr, im befriedigenden Bewußtsein einer wohl erfüllten Mission. Ihr täglich klangschöneres Organ und ihr geistvoller Vortrag waren das Entzücken seiner durch und durch musikalischen Natur; aber mehr noch als dieser Hochgenuß fesselte ihn an Stolpen das trauliche Zusammenleben mit den guten, warmherzigen Menschen, das ihm, dem flatterhaften Vaganten, der bisher nirgend Wurzel geschlagen hatte, so neu und wohlthuend erschien — und vor Allem seine leidenschaftliche Verehrung für Marga. Allein es mußte doch einmal geschieden sein.

Am letzten Tage ihres Beisammenseins durfte er sie auf einem weiten Gange in das Schöneberger Dorf begleiten.

Sie trug einen Korb mit allerlei guten Dingen, für eine franke Frau. Er nahm ihn ihr ab. Der elegante Raoul mit einem Korbe am Arm! Vor einigen Wochen noch hätte er das nicht über sich gebracht, und jetzt erschien es ihm ganz selbstverständlich. Wie sie so neben einander durch den Forst schritten, plauderte er in gewohnter Weise lebhaft und offen. Er war wieder recht originell und amüſant, ſo daß ſie unwillkürlich lächeln mußte, wie wenig ſie auch mit ihm übereinstimmte. Auf's Beredteste ſchilderte er ihr den Lebensgenuß, den er im nächſten Winter in Paris zu finden hoffte, ſich bemühend auch ernſteren Interereſſen hier und da ein Plätzchen in ſeinem Programm einzuräumen. Da er aber die gute Eigenschaft beſaß, ſich nicht beſſer machen zu wollen, als er war, ſo lugte die verzweifelte Frivolität ſeiner Auffaſſung des Daſeins überall hervor. Marga ließ ihn ſprechen ohne auch nur einen Einwand zu machen. Mitten in ſeinem Redestrome hielt er, ihre Mißbilligung empfindend, etwas gekränkt inne.

Was verlangte ſie denn eigentlich von einem jungen Weltmanne? — Sollte er wie ein Duckmäuser — —

„Sie kennen mich doch genug“, ſagte ſie, ſeine Gedanken erratend, „um zu wiſſen, daß ich für frohe Jugendluſt volles Verſtändniß habe und auch Ihnen alles Gute gönne.“

„Gut iſt mir, was mich amüſirt“, entgegnete er trotzköpfig.

„Gut iſt, wobei Sie an Ihren Gott und an Ihre Mutter denken können“, ſagte ſie ruhig.

„Wahrhaftig, eine recht enge Schranke“, stand so deutlich auf seinem ausdrucksvollen Gesichte zu lesen, daß sie fortfuhr, als habe er es ausgesprochen: „Und solcher Freuden giebt es so viele, daß selbst ein langes Leben nicht hinreicht, sie zu erschöpfen.“ Als er zu zweifeln schien, fügte sie wärmer hinzu: „Alle Herrlichkeit der weiten Gotteswelt, alles was im thatenfrohen Gebrauch der eigenen Leibes- und Geisteskraft liegt, die mannichfachen Beziehungen zu den Menschen, was Wissenschaft, Kunst und Poesie zu bieten vermögen, so lange sie auf der rechten Seite stehen, — ist das wenig?“

Sie hatten das Häuschen der Kranken erreicht. Er öffnete ihr die Thür und that einen Blick in das Stübchen, aus dem ihm Schmutz und Elend entgegenstarrten und eine verpestete Luft drang. Angewidert trat er zurück und wartete draußen. Gleich darauf sah er Marga ein Fenster öffnen. Sie blieb lange.

„Warum schicken Sie nicht Ihre Magd mit allem Nötigen?“ sagte er vorwurfsvoll, als sie herauskam und sie den Rückweg antraten, „Sie werden das Fieber bekommen.“

Sie schüttelte den Kopf: „Minna hat zu wenig Autorität, um auch nur die notwendigsten, hygienischen Maßregeln durchzusetzen. Außerdem ist uns befohlen, die Kranken und Elenden zu ihrer Trübsal zu besuchen, unser Brod den Hungerigen in brechen. Wir sollen mit dem Jammer dieser Welt, helfend und lindernd, in persönliche Berührung kommen — und wenn

uns davor schaudert — nun, so müssen wir eben lernen uns zu überwinden.“

„Unnütze, selbstgemachte Pein“, sagte er, den leeren Korb nachlässig schwingend, „sich mit dem Garstigen befassen, es sogar auffuchen!“

„Aber ich bitte Sie, befassen die Leute sich nicht mit mancherlei, das, auf den Grund gesehen, sehr garstig ist, und das zum puren Vergnügen, weil sie ihren schlechten Neigungen willig Folge leisten,“ erwiderte Marga voll Eifer. „Die Macht des Bösen findet allzeit gehorsame Diener, und die Stimme des Guten sollte ungehört verhallen, wo sie ein kleines Opfer heischt? Wir, denen der Gott des Erbarmens das Gebot der Liebe in's Herz schrieb, sollten uns diesem heiligsten Gesetze nicht freudig unterwerfen?“

„Sich dem Unholden zuwenden, das Unschöne lieben aus Pflicht“ — ihm erschien das eine unwürdige Knechtung der Natur. „Nein“, protestirte er, „ein freier Mensch braucht sich keinem Gebote unbedingt zu unterwerfen, er ist sein eigener Herr und muß in jedem gegebenen Falle unbehindert handeln können, wie sein Herz es ihm eingiebt.“

„Das Herz“, seufzte sie, „ist ja bekanntlich ein trotzig und verzagt Ding, das zwischen Gut und Böse nur deutlich unterscheidet, wo ihm ein unwandelbares Gebot als Maßstab dient. Der freie Mensch, der sein eigener Herr ist, existirt nicht. Entweder Gott ist sein Herr, oder Satan unter irgend

einer Gestalt: Mammon, Genuß, Schvergötterung — die alte Schlange hat ja hundert Häute, in die sie schlüpft, um sich angenehm und unkenntlich zu machen.“

Marga hatte doch eine zu unumwundene Art die Dinge beim Namen zu nennen.

„Sie stellen die Gegensätze auch gar zu schroff hin“, meinte er abweisend, „es gibt ja eine goldene Mitte.“

„Nein“, widersprach sie entschieden, „es gibt keine, es gibt nur ein Rechts und ein Links; was irgend ein Gefühl anregt oder einen Gedanken ausspricht, wirkt im Guten oder im Bösen auf unsere Seele ein, daher ist es niemals indifferent, womit wir uns beschäftigen.“ Und seinen naheliegenden Einwendungen zuvorkommend, fügte sie erläuternd hinzu: „Schmeine ja nicht, daß alle Dinge sich in absolut gute und böse scheiden, sondern daß durch Alles auf dieser Erde, die Menschenbrust miteingeschlossen, sich der Kampf des Lichtes mit der Finsternis zieht, und daß wir in jedem Augenblick aufgerufen werden an demselben teil zu nehmen, daß wir immerfort im Großen, wie im Kleinen vor eine Entscheidung gestellt werden.“

Hätte eine Andere so zu ihm gesprochen, er würde den Eindruck mit ein paar billigen Schlagwörtern seiner seichten Lebensphilosophie abgeschüttelt haben. Aber Marga, die Daseinsfrohe, die so gerne scherzte, deren Lachen so wohl that, er konnte ihr nicht den Vorwurf spitzfindiger Selbstquälerei machen. Er hatte sich daran gewöhnt, was von ihren Lippen

kam, als den Inbegriff der Wahrheit aufzunehmen, und war auch heute ihrem Worte zugänglich.

„Ist es denn so schwer“, fragte sie ihn, „mit ungeteiltem Herzen in die Scharen der Streiter des Lichtes zu treten, dem Banner des großen Siegeshelden zu folgen, dessen Gerechtigkeit uns vernichten müßte und dessen Erbarmen uns rettet. Er gab sein Leben für uns in den Tod, wie können wir Ihn unser Herz versagen!“

In ihrem Ausdruck und in ihrer Stimme, mehr noch als in ihren Worten, lag eine Wärme, die Raoul bis in's Innerste drang. Er war leicht bewegt, und hätte ihr auf der Stelle folgen mögen, wohin sie wollte.

„Was kann denn Einer, wie ich bin, thun?“ fragte er in seiner impulsiven Weise.

„Viel Unheil anrichten“, erwiderte sie, „in den Seelen Anderer wie in der eigenen: Durch leichtfertige Reden und frivole Lectüre, mit vollen Händen Unkraut in den Weizen säen. Durch ein leeres, selbstüchtiges Getändel in den Tag hinein die schöne Zeit vergeuden, -- oder mit freudiger Kraft am Reiche des Guten bauen, das in Ewigkeit bleibt; die Seele dem reinen Lichte der Wahrheit zuwenden, damit sie hernach mit Worten und Thaten in's Dunkel scheinen könne, wie der Mond im aufgefangenen Sonnenglanze!“

Noch wenige Schritte, und sie hatten ihr Ziel erreicht. Raoul blieb an einen Baum gelehnt stehen, und nahm den

Gut ab — ihm war so wunderbar beklommen zu Mute. Margas klarer Blick ruhte mit liebevoller Frage auf seinem Antlitz. „Geben Sie mir mehr von Ihrem Lichte“, bat er nach kurzem Schweigen, „und ich gehe in die äußerste Finsternis, bis zu den Zulu-Kaffern, wenn Sie es wollen!“

Sie legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter, wie eine ältere Schwester dem jungen, ungestümen Bruder, und sagte lächelnd: „Nein, nicht so weit, lieber Raoul, Finsternis genug finden wir in der eigenen Brust, und dunkler als im schwarzen Erdteil kann es im Mittelpunkte der Civilisation sein, unter electrischen Sonnen sogar, welche die Nacht zum Tage machen. Wir können den guten Kampf an jedem Orte und zu jeder Stunde kämpfen, — o, verschließen Sie Ihr Herz den Stimmen der Wahrheit nicht, und was Sie bis hierzu nur undeutlich vernahmen, wird ein lebendiges Teil Ihres Wesens — Sie werden stark und glücklich sein. Bis jetzt sind Sie das nie gewesen, ist es nicht so?“

Er nickte stumm, und sie gingen heim.

Berndt wollte dem Freunde am Abend das Geleit zur Bahn geben. Da kam ein alter Herr aus der Nachbarschaft in dringenden Geschäftsangelegenheiten, und Raoul mußte allein fahren. Der Abschied war allerseits der herzlichste. Margas fester Händedruck sagte ihm, daß sie ein gutes Vertrauen in ihn setze, und er war entschlossen, es zu rechtfertigen.

Sein gewohntes Reisesieber und die flüchtigen Trafekner

brachten ihn viel zu früh auf die Bahn. Nachdem er sein Billet besorgt hatte, schritt er in Gedanken vertieft, den Perron auf und nieder. Plötzlich wurde ihm ein Rosenstrauß dicht unter die Nase gehalten.

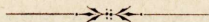
Vor ihm stand ein frisches, feckes Blumenmädchen und sah ihm übermütig in's Gesicht. Er fühlte sich rot werden, denn ihm fielen die losen Scherze ein, die er bei seiner Ankunft mit dem hübschen Kinde gewechselt hatte: „Laß mich in Ruh“, sagte er kurz, und warf im Weitergehen eine blanke Mark in ihren Korb. Sie ließ ihn aber garnicht in Ruh': „Warum bist Du denn nicht wiedergekommen“, kicherte sie, sich an seine Seite drängend, „Du versprachst doch“ —

Er blieb im hellen Scheine einer Gaslaterne stehen. Das Mädchen war vor seinem ernststen Blicke einen Schritt zurückgewichen, aber es blieb doch, denn dieser ernste Blick war zugleich sehr freundlich. „Kennst Du den Weg nach Stolpen“, fragte er — sie nickte und wies nach der Richtung — „Da gehst Du morgen hin und bringst dem gnädigen Fräulein einen Gruß von mir.“ Er reichte ihr eine Karte, auf die er einige Worte geschrieben hatte — „Sie wird Dir den Gang lohnen“. Und zufrieden mit sich, als sei er nun bereits ein naher Verwandter des Tugendhelden Joseph, setzte er sein Auf und Nieder fort.

Da kam das schnaubende Ungetüm herangebraust, das die Länder friedlich verbindet und die Menschen freundlich

vereint. — Raoul befand sich allein im Coupe, er zog den Vorhang über die Lampe, setzte ein weiches Seidenkappchen auf und machte es sich in seiner Ecke bequem. Wie die leuchtenden Funken am Fenster dahinstoben, so flogen die Erinnerungen der leztverflossenen Zeit durch seine Seele: Bilder, Worte, Gedanken, — alle schön und hell. — Werden sie haften bleiben, werden sie einen anderen Menschen aus ihm machen, als der er bis jetzt gewesen?

Nein, dazu ist sein Sinn zu leicht. — Aber sie werden aufblitzen, wenn er es am wenigsten meint, sein Leben in ihr Licht stellen, ihn warnen, ihn zurückhalten und trösten.





Kapitel XV.

Spätherbst war es. Der letzte, hochbeladene Erntewagen hatte die goldene Last längst in das Scheunenthor gefahren. Die Aecker waren umgestürzt und lagen grau und tot da, des weißen Leichentuches harrend. Der stumme Wald streckt dem Winde die dürren Arme in hilfloser Abwehr entgegen, der aber lachte, huiho! sauste ihm in die geheimsten Gründe und pfiff den gelben Blättern zum rastlosen Wirbelreigen. Krähen saßen in den öden Wipfeln und krächzten einander aus vollem Halse zu. Sie machten sich breit und wichtig, sie waren die Herren im Walde. Alles, was hier im tausendstimmigen Chor von Liebe, Glück und Sehnen gesungen hatte, war fort. Weit fort, dort wo der Himmel tiefblau schimmerte und heiße Sonnenstrahlen auf Lorbeer- und Orangenhainen ruhten, wo klare Wellen sich an Lavaklippen und Marmorstufen kräuselten, und sorglose Menschenkinder in leichten Barken, unter weißen Segeln und bunten Wimpeln schaukelten. Und die Nachtigall drüben im grauen Hause sollte nicht vor Sehnsucht vergehen!

Nach dem ersten Freudentaumel war bei Stella eine Entmutigung und Abspannung eingetreten, die sie nicht abzuschütteln vermochte. Ja, wäre Raoul noch da gewesen — er verstand es, sie anzufeuern und zu beleben. Es freute sie wohl, wenn sie Berndt, Marga und Heß von ihrem herrlichen Singen entzückt, ja oft tief ergriffen sah, aber es genügte ihr nicht — sie bedurfte eines mächtigen Widerhalles!

Die trauliche Häuslichkeit empfand sie mehr und mehr als lähmendes Bleigewicht an den Flügeln ihres Genius. In ihrer Brust flatterte fortwährend ein unnennbares Etwas — eine beklemmende, schwüle Unruhe — hinaus, hinaus, oder sie mußte sterben!

Eines Morgens fand Berndt sie am Fenster sitzend, das liebe Gesichtchen in den Händen, die heiße Stirn gegen die Scheiben gedrückt. Als er ihr sanft über das Haar strich, sah sie mit thränenfeuchten Augen zu ihm auf und bat, auf die Pappelallee an der Schöneberger Chaussee weisend: „Laß die garstigen Pappeln abhauen, guter Berndt; diese lange, lange Reihe, ich zähle und zähle und finde kein Ende — ich halt' es nicht aus!“

Er sagte nicht ja und nicht nein, er sagte auch nicht, daß es thöricht sei, was sie verlange — er nahm ihr Köpfchen in seine beiden Hände, sah ihr tief traurig in die schönen Augen, küßte sie schweigend und ging in sein Arbeitszimmer. „Sie sieht in der endlosen Pappelreihe ein Bild ihrer einförmigen

Tage, und dieser Anblick ist ihr unerträglich, arme Stella!“ Er seufzte schwer und setzte sich an seinen Schreibtisch, aber im nächsten Augenblick schon schob er das vor ihm liegende Heft zurück — ein Beitrag zur Psychologie der Tiere, — wie konnte er in die stumme Tierseele dringen, wenn an seiner Seite eine Menschenseele, die ihm teurer war als sein Leben, eine Sprache redete, deren Schmerzenslaute er nur halb verstand und für die er kein Trostwort hatte. Je inniger er sie mit seiner Liebe umgab, um so schwermütiger wurde sie, und er konnte es nicht erraten, daß sie sich ja dann doppelt schuldig fühlte. Sie liebte ihn leidenschaftlich, aber sie vermochte ihre Natur nicht zu bezwingen. Das heiße Zigeunerblut trieb sie unwiderstehlich aus dem erstickenden Hausfrieden in's wechselvoll Unbestimmte hinaus. Oft war sie nahe daran sich an seine Brust zu werfen und ihm zu sagen: „Geliebter, ziehe mit mir, oder wir müssen auf immer von einander scheiden!“ Aber sie konnte dieses schreckliche Geständniß nicht über die Lippen bringen — sie kannte Berndt, und sie kannte die Welt, in deren Strudel sie sich stürzen würde, — sie wußte, daß diese Zwei nimmermehr einen Bund mit einander schließen könnten!

Er ahnte, daß ein Unheil im Anzuge sei, allein er konnte es nur in undeutlichen Umrissen sehen, es nicht fassen, nicht bannen — heute wälzte es sich ihm wieder wie ein Alp auf die Brust. — Wie er noch so da saß in trübes Sinnen versunken, trat der Bediente ein und überreichte ihm die Post.

Der Inhalt des ersten Briefes, den er durchslog, schien ihn zu befriedigen. Rasch erhob er sich und ging in die Bibliothek, wo er Marga mit ihrer Näharbeit beschäftigt, Stella lässig im Schaukelstuhle ausgestreckt fand, den müden Blick noch immer nach der leidigen Pappelallee gerichtet.

„Eine Aufforderung der internationalen Naturforscherversammlung in Berlin“, sagte er lebhaft — „in einer Woche fahren wir hin. Ihr Beide müßt natürlich mit mir!“ —

„Gern“, erwiderte Marga erfreut. Stella schüttelte den Kopf.

„Die kleine Abwechslung wird Dir gut thuen, mein Schatz,“ überredete er freundlich.

Sie wurde blutrot und entgegnete: „Du weißt ja, daß meine Mutter in diesen Tagen kommt, ich kann nicht reisen.“ Er schlug vor, Signora Julia solle für diese Zeit nach Schöneberg, da wurde sie so seltsam abweisend und erregt, daß er es aufgab weiter in sie zu dringen. Vielleicht thut ihr die kleine Trennung gut, dachte er, und bringt die Freude des Wiedersehens neue Anregung. Vielleicht, immer nur ein Vielleicht, das war alles, was er sich in Sorgen und Unruhe tröstliches zu bieten hatte. Sein Hoffen auf ein Ungefähr von außen entbehrte eigentlich aller Zuversicht. Er fühlte, daß nur eine gänzliche Erneuerung ihres Wesens Stella glücklich und heimisch machen könne, und er wußte, daß es eine Kraft gäbe, mächtig genug den alten Menschen mit seinen Trieben und Neigungen bis auf den Grund zu verwandeln, aber er

wußte auch, daß alles Leben aus einem Lebenskeime wachsen und sich entwickeln müsse, und er besaß das edle Samenkörnlein nicht, aus dem für seine Stella Frieden hätte sprießen können. Ihm selbst war es enge geworden in all' seiner Betrübniß, und es verlangte ihn einmal wieder in einer anderen Gedanken-sphäre aufzuatmen. Somit kam ihm die Aufforderung sehr gelegen.

Noch ehe Berndt und Marga abreisten, langte Signora Julia auf Stolpen an. Direct aus Rizza, mitten aus der Gesellschaft, in welcher Stella während ihrer kurzen Glanzperiode in einer Weihrauchwolke geschwebt hatte. Sie befand sich in gehobenster Stimmung: lebendig, liebenswürdig, voll sprühendster, echt südländischer Redseligkeit wußte sie Stella im Handumdrehen auf die Weltbühne zu versetzen und ihre Phantasie mit berückenden Zukunftsbildern zu erfüllen. Nein, ihre Philomele durfte nicht ungehört auf dieser weltverlassenen Scholle vertrauern. Sie brannte vor Gewinn- und Ehrsucht, und konnte den Augenblick nicht abwarten, wo sie die jählings abgebrochene Rolle einer Königin-Mutter wieder werde aufnehmen können. Sie war jedoch klug genug Stella gegenüber ihre eigensüchtigen Motive in idealere Farben zu kleiden, sonst hätte sie nicht den geringsten Einfluß auf ihre Tochter ausgeübt, die keiner eitlen Ruhmbegier, sondern dem unwiderstehlichen Drange des Genius folgte, der ihr in Hausfrieden und Eheglück keine bleibende Stätte gönnte.

Am Nachmittage, an dem Berndt und Marga abreisen sollten, hatte sie sich in ihr Schlafgemach geflüchtet. Ihr Plan stand noch nicht fest, allein sie fühlte das Damoklesschwert einer unabwendbaren Entscheidung über ihrem Haupte schweben und daß es im nächsten Augenblicke herabstürzen mußte. Ein Beben ging durch ihre Glieder und der kalte Angstschweiß perlte ihr auf der Stirn. Todmüde von so viel innerem Kampfe, hatte sie sich eben auf ihre Chaiselongue geworfen, als an die Thür geklopft wurde, und Marga eintrat.

Sie war stets schwesterlich freundlich gegen Stella gewesen, aber nicht so recht liebevoll, wie sie es ja, aus der Tiefe ihres großen Herzens, sein konnte, sonderlich nicht in der letzten Zeit. Hätte Stella ihr ferner gestanden, es wäre ihr leichter gewesen, sie an sich zu ziehen und ihr mit zarter Teilnahme den Schleier von der angsterfüllten Seele zu heben, so aber lag der Schatten, den sie auf des geliebten Bruders Antlitz sah, trennend zwischen ihnen. Sie hatte Stella gezürnt, anstatt sie liebevoll zu leiten. Heute, Thränen Spuren in den ausdrucksvollen Zügen der jungen Frau gewahrend, that es ihr leid, und mit inniger Herzlichkeit nahm sie die kleinen, kalten Hände in ihren warmen Griff, beugte sich zu dem reizenden Gesichtchen nieder und küßte die weiße Stirn. Da flüsterte Stella unter leisem Schluchzen: „Ach, Du weißt es nicht, wie lieb ich auch Dich habe — und es ist doch Alles zu spät!“

„Mein armes Kind,“ sagte Marga, ihr sanft die Wange

streichelnd, „Du bist krank,“ und obgleich sie wohl fühlte, daß Stellas Worte eine ganz andere Bedeutung hatten, fügte sie ermunternd hinzu: „Ja, heute ist es zu spät, allein morgen könntest Du uns folgen, und welch' eine freudige Ueberraschung gäbe das für Berndt!“ Im selben Augenblicke öffnete dieser behutsam die Thür, sie küßte Stella noch einmal mit ungewohnter Zärtlichkeit und ging, die Beiden allein lassend.

Zwei Arme streckten sich ihm entgegen, er kniete neben ihr nieder und sie zog ihn leidenschaftlich an ihr stürmisch pochendes Herz. Sie sprach kein Wort, aber er fühlte ihre brennenden Thränen auf seiner Wange. „Liebst Du mich, mein Kleinod, meine Stella?“ fragte er leise. Ach, er hatte ja oft in dunkler Stunde an ihrer Liebe zweifeln müssen.

Sie antwortete nicht, aber sie schloß ihm die Lippen mit ihren Küssen, und er fragte nichts mehr. Die Minuten verriamen Berndt wie ein einziger, glücklicher Augenblick, indem er fühlte, daß sie für immer zusammen gehörten — für Stella, in glühenden Seelenschmerzen, denn sie wußte, daß sie nun für immer von einander schieden. — Es wurde angeklopft und der Wagen gemeldet. Er umschlang sie noch einmal, als wollte er sie nie wieder frei geben; dann machte er sich sanft aus ihren Armen los, die sie so fest um seinen Nacken gelegt hatte, wie einst, als sie noch Kinder waren. „Nur acht Tage“, sagte er, „und Du bist wieder mein, Du heißgeliebtes, süßes Weib!“ —

„Berndt bleibe, bleibe,“ stöhnte sie. Es war mittlerweile

ganz dunkel geworden. Er sah nicht die wilde Verzweiflung in ihrem Blick. — Noch ein langer, letzter Kuß, und er eilte fort. Diese Abschiedsstunde hatte ihm sein altes, frohes Herz wiedergehenkt. Stella liebte ihn — sie konnten doch noch glücklich werden! —





Kapitel XIV.

Die bunten Tage in Berlin ließen Berndt zum Grübeln wenig Zeit. Die Versammlungen waren stark besucht; neben den deutschen, hatten sich namentlich englische Forscher zahlreich eingefunden. Es wurden die interessantesten Fragen erörtert und alle neuen Entdeckungen, sonderlich auf dem Gebiete der Bactereologie, einer scharfen und vielseitigen Prüfung unterzogen, sowohl im Hinblick auf ihre praktische, Heilzwecken dienliche Bedeutung, als auch in Bezug auf ihren sonstigen wissenschaftlichen Wert, welchen Gegner wie Anhänger der Darwinschen Descendenzlehre für sich in Anspruch zu nehmen suchten. Berndt, obgleich es nicht in seiner Absicht gelegen hatte, entschloß sich mehrmals das Wort zu ergreifen. Ein eifriger Verfechter der Selectionstheorie, weigerte er sich doch entschieden die Ergebnisse derselben dem blinden Zufall zu Gute zu schreiben. Er gehörte zu den Wenigen, die einen persönlichen Schöpfer als wissenschaftliche Notwendigkeit annehmen, und stellte die beiden entgegengesetzten Faktoren der Erblichkeit und Variationsmöglichkeit einander gleichwertig und sich gegen-

seitig ausgleichend gegenüber, den ersten, als das den Lebewesen innewohnende Gesetz bezeichnend, den zweiten, als freies Walten des Herrn der Schöpfung auffassend. Die Klarheit und Präcision, mit welcher er seine Ansichten formulirte, erwarb ihm, trotz des heftigen Widerspruches, den er erfuhr, allseitige Anerkennung. —

Während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt, hatte er ein einziges Briefchen von Stella erhalten: liebevoll, selbstquälerisch, unzusammenhängend, — er schob dieses auf ihre krankhaft erregte Gemüthsstimmung, drückte das liebe Blättchen an seine Lippen und legte es zu einer braunen, von Goldfäden umspinnenen Locke in sein Taschenbuch. — Es mußte ja Alles noch gut werden! —

Marga sah er wenig — ihre Zeit war fast ebenso in Anspruch genommen, wie die seinige. Den größten Theil des Tages verbrachte sie bei ihrer Vorgesetzten aus dem Kriegsjahre, der alten Gräfin Walburg, und besuchte mit ihr Hospitäler, Schulen, Suppenküchen und sonst noch manche wohlthätige Anstalt, mit regem Geiste Alles prüfend, in der Hoffnung dieses und jenes daheim, in Stadt und Land, zu werten zu können. Auch den Abend verbrachte sie auf's Angenehmste, meist im engeren Kreise ihrer hochverehrten Gönnerin, deren Salon den Sammelplatz bedeutender Männer und Frauen bildete, die irgendwie bestrebt waren, ihre Gaben und Talente in werththätiger Menschenliebe zu verwenden. Hier fand mancher

weltmüde Wanderer den langentbehrten Seelenfrieden, mancher mit sich selbst Zerfallene einen festen Halt, einen kräftigen Impuls zu neuem segensreichen Schaffen, und eine jede, auch die schüchternste Individualität, eine ermutigende Beachtung, eine befriedigende Aufgabe.

Gräfin Walburg war eine Herrschernatur im weitesten und edelsten Sinne — sie verstand es wunderbar zu leiten, zu organisiren, die verschiedensten Elemente ihren großen Zwecken dienstbar zu machen, und einen Jeden auf den richtigen Posten zu stellen. Ihre stattliche Erscheinung mit dem schneeweißen Haar und den großen, graublauen Augen, die so tief blickten, als dürfte und könnte ihnen gar nichts entgehen, und die ihr ganz eigentümliche, klare, charakterfeste Milde zogen wunderbar an, und übten namentlich auf die Jugend einen unwiderstehlichen Zauber aus. Mancher trotzige Nacken, der sich um Nichts in der Welt beugen wollte, neigte sich ehrfurchtsvoll über Gräfin Walburgs schöne Hände, die eine Wunde so zart zu behandeln wußten, nachdem sie sie zuvörderst bis auf den Grund sondirt hatten.

Treu an ihrem lutherischen Glaubensbekenntnisse haltend, war sie doch jedem engherzigen Sonderwesen entschieden abhold. In den verschiedenartigen Auffassungen und Ausübungen christlicher Lehren, in sofern sie den Kern des Christenthumes nicht antasteten, sah sie durchaus nichts die Gemeinschaft trennendes, oder auch nur störendes. Ihrem, auf das Ganze und Große

gerichteten Blicke schwebten vor allem die gemeinsamen, die ganze Christenheit auf Erden einenden Wahrheiten vor. In ihrem Hause wurde über christliche Lehren nicht gestritten — man lebte nach ihnen und wirkte das Gute im Stillen, unermüdet, nahe und fern, bis hinauf in die höchsten Kreise und bis hinab in die dunkelsten Höhlen des Lasters.

Gräfin Walburgs Thür stand Jedermann offen; wer da kam, der kehrte gern wieder und wer da ging, alt oder jung, arm oder reich, nahm sicher ein gutes, erfrischendes Etwas mit sich in sein Thun und in sein Ruhen.

Auf Margas Zureden machte sich Berndt eines Abends von der Tafelrunde seiner Genossen los und begleitete sie zur Gräfin. Nicht ganz ohne Vorurteil, wie er ihr später eingestand, fürchtete er doch eine Gesellschaft vorzufinden, in der er, ein Mann der Wissenschaft, zumal ein Naturforscher, als eine Art von Sonnenanbeter betrachtet, und nicht gerade willkommen geheißen werden würde. Statt dessen fand er sich, zu seiner angenehmen Ueberraschung, in einem Kreise höchst aufgeklärter und zeitgemäß denkender Menschen. Gräfin Walburg kam ihm auf das Herzlichste entgegen, zunächst um ihrer geliebten Marga willen, gewann aber schnell ein lebhaftes, persönliches Interesse an ihm. Die natürliche Bescheidenheit seines offenen und kraftvollen Wesens gefiel ihr, und der erste Blick in sein kluges, freimütiges Gesicht sagte ihr, daß sie es hier mit einem männlichen Charakter von bestem Schrot und Korn zu

thum habe. Sie war den Verhandlungen der Naturforscher-
 versammlung mit Aufmerksamkeit gefolgt, kannte und anerkannte
 seinen Standpunkt und sprach mit einer Sachkenntniß ihre An-
 sichten aus, die selbst dem Fachgelehrten imponiren mußte.
 Dann ging sie zu Fragen über, die ihrem Interesse näher
 lagen, und die Unterhaltung wurde allgemein.

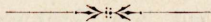
Berndt hörte von großen Thaten schlichter Männer reden,
 deren Namen die Welt nicht kennt, die fern im dunklen Afrika,
 oder inmitten des grausamen „himmlischen Reiches“, mit
 heldischer Aufopferung, oft bis zum Martertode, dem Glauben
 Treue hielten. Er hörte die furchtbaren Schäden der socialen
 Zustände, das Elend, die Verworfenheit, die wir täglich so zu
 sagen mit dem Aermel streifen, oft ohne sie zu sehen oder
 sehen zu wollen, von Männern und Frauen besprechen, welche
 den verschiedensten Berufsclassen und Lebensstellungen ange-
 hörten, und das mit einem tiefen, kampfbereiten Ernste, dem
 er bisher noch nirgend begegnet war. Seltsam — Deutsche
 verhandelten hier Fragen, die ihrem Herzen näher zu liegen
 schienen, als jedes persönliche Interesse und doch war es nicht
 das heißgeliebte Vaterland, welches in erster Linie stand, selbst
 dieses mußte als Teil eines Ganzen in einem höheren Reichs-
 gedanken aufgehen. Berndt war, als vernähme er das Rauschen
 eines großen, lebendigen Wassers inmitten öder Totengefilde,
 und es wandelte ihn ein mächtiges Verlangen an, die eigen-
 süchtige Alltagsphäre zu verlassen, um sich tief in diese er-

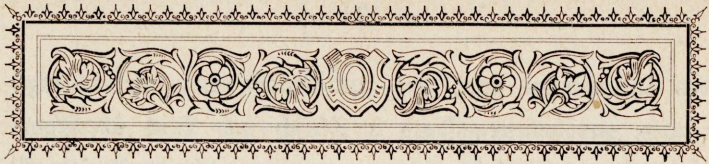
quickende Flut zu tauchen. Er begnügte sich heute damit, im Bewußtsein seiner Unerfahrenheit, zuzuhören und mischte sich nur ab und zu mit einer Frage in das Gespräch, sein reges Interesse zu bekunden. Es wurde ihm merkwürdig behaglich in dieser fremden Umgebung. Der freundschaftliche und heitere Ton, in dem die Menschen hier verkehrten, sagte ihm ausnehmend zu; man fühlte es ihnen an, daß sie sich so gut verstanden, weil sie auf gemeinsamem Boden fußten und einen Mittelpunkt hatten, um den sie sich in Liebe und Verehrung scharten. Ja, Gräfin Walburg war die belebende Seele dieses, im Denken wie im Handeln gleich warmherzigen Kreises.

„Wie viel Licht kann ein Mensch ausstrahlen und wie viel Finsternis verbreiten“, dachte Berndt, „welch' eine Verantwortung trägt doch ein Fieder!“ Je mehr er beobachtete, je mehr er sich in die thatkräftige, herzugewinnende Persönlichkeit der Gräfin versenkte, um so auffallender wurde ihm Margas Aehnlichkeit mit ihr. Ja, diese zwei Naturen waren nahe verwandt: Beide strömten ihr inneres Wesen voll aus in Kraft, strenger Wahrheitsliebe, Frieden, Mitgefühl und Zartheit.

Gewohnt, sich von Allem, was ihn bewegte, Rechenenschaft zu geben, machte er auf dem weiten Heimwege aus der Potsdamer Straße bis zu seinem Hotel unter den Linden, die schwerfällig dahintrumpelnde Nachtdroschke ließ ihm genügend Zeit dazu, mancherlei Betrachtungen: wie fern er noch, trotzdem er ein guter Christ zu sein meinte, dem lebendigen Geiste

des Christentums stehe, wie sein Glaube ihm nur ein ange=lerntes, gewohnheitsmäßiges in Fleisch und Blut übergegan=genes Sittengesetz sei, ohne erneuernde, treibende Kraft. Er fühlte, daß ihm ein Lebenselement fehle, welches Marga besaß. Heute hatte er ein tieferes Verständnis für sie gewonnen. In der Dunkelheit des Wagens tastete er nach ihrer Hand und drückte sie innig; diese brüderliche Zärtlichkeit that ihr wohl und wurde warm erwidert. Sie hatte in letzter Zeit oft die schmerzliche Empfindung eines leisen Entfremdens gehabt. Stella, an der seine ganze Seele hing und mit der sie so wenig übereinstimmen konnte, hatte zwischen ihnen gestanden.





Kapitel XVII.

Am den ersten Tagen nach Berndts Abreise war Stella in eine dumpfe Apathie verfallen, aus der Signora Julia bereits fürchtete, sie niemals reizen zu können. Eines Abends, sie hatte lange im Lehnstuhl am Kamine geruht, und regungslos, wie geistesabwesend, in die Flammen gestarrt, fuhr sie plötzlich auf und sagte tonlos, als ringe sich jedes Wort mühsam von ihren Lippen: „Morgen Abend kehrt er heim — wir müssen fort — mit dem Frühzuge!“ Signora Julia konnte einen Ausruf frohlockender Ueberraschung nicht unterdrücken. Stella winkte ihr abwehrend, erhob sich, schwankte müden Schrittes in Berndts Arbeitszimmer, alle Reisevorbereitungen der Mutter überlassend, welche dieselben, trotz der wenig dienstwilligen Dienerschaft, auf das Energischste betrieb. Stella unterdessen schrieb ihrem Gatten, und auf Worte voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit, Selbstanklage und Verzweiflung fielen unaufhaltsam ihre heißen Thränen. Endlich sank ihr, als sie den Brief geschlossen hatte, das schwere Haupt auf die Brust und unter der hellen Studierlampe schlies sie den fieber-

wirren Schlaf tiefster, seelischer Erschöpfung; so fand die abenteuerlustige Mutter ihr zermartertes Kind, als sie bei Tagesgrauen eintrat, zum Aufbruch zu mahnen.

Gegen Abend brauste der Berliner Schnellzug durch das flache Land der alten, wackeren Stadt Königsberg zu. Marga lehnte recht behaglich in den roten Polstern und ließ die Bilder der eben verflossenen Tage in bunter Mannigfaltigkeit an ihrem inneren Auge vorüberziehen. Licht und Schatten wechselten auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte, aber das Licht behielt die Oberhand. Berndt saß ihr gegenüber, die Augen geschlossen — auch seine Lippen lächelten. Träumte er? Nein, er wachte. Aber er dachte nicht an eben Gehörtes und Erlebtes, — die Entstehung der Arten war ihm ganz gleichgültig — im Geiste atmete er den Duft einer Rose, die im trauten Heim seiner harrte und ihm Herz und Sinn mit Zaubermacht umfing. Als der Zug kaum hielt, half er Marga in freudiger Ungeduld beim Aussteigen und fragte den Bedienten, der ihm das Handgepäck abnahm, nach dem Befinden der gnädigen Frau. Aus der verlegenen und unklaren Erwiderung des Burschen entnahm er nur das Wort „Abgereist“, und daß ein Brief ihn auf seinem Schreibtische erwarte. Auf der kurzen Heimfahrt konnte er kein Wort zu Marga sprechen, sondern trieb nur wiederholt den Kutscher zur Eile an, obgleich der die raschen Tiere schon ohnehin voll ausgreifen ließ. Seine Stimme klang rauh und verändert, sie machte Margas

starke Nerven beben. Es war eine weiche Saite in einer schönen Seelenharfe gerissen. Daß Stella fort sei für immer, das ahnte auch sie, und des geliebten Bruders Seelenqualen zogen ihr das angsterfüllte Herz zusammen.

Er stürzte in sein Zimmer, die Thür hinter sich in's Schloß werfend und ergriff den unheilvollen Brief. Mit zitternden Händen riß er ihn auf. — Ein Blick genügte. — Entflohen all' seiner unendlichen Liebe — gebrochen der heilige Eid der Treue. — In flammendem Zorn, in wilder Verzweiflung schleuderte er das Blatt auf den Teppich! — Undankbare! Verräterin, was konnte sie ihm noch sagen! — Er stürmte mit großen Schritten auf und nieder — nach wenigen Augenblicken jedoch, hob er den Brief auf — er las weiter, und sein Zorn schmolz. — Ein unaussprechliches Weh erfüllte ihm die Seele; nur noch in Mitleid und Sehnsucht dachte er an sein verlorenes Lieb. Bis tief in die Nacht hinein saß er an seinem Schreibtische, die brennende Stirn in die Hände gestützt, vor sich Stellas offenen Brief, auf den seine Thränen jetzt fielen, wie gestern die ihrigen. Er hätte lieber an ihrer Bahre gestanden, hätte lieber gesprochen: „Deckte Dir der lange Schlummer, Dir der Tod die Augen zu, Dich besäße doch mein Kummer, meinem Herzen lebtest Du“, — als „ach, Du lebst im Licht, — meiner Liebe lebst Du nicht!“ — Und doch war es nur Liebe, heiße unverstegbare Liebe, was seine ganze Seele erfüllte, und was ein jedes ihrer Worte aus-

strömte. Eine grausame, hoffnungsleere Liebe. Sein Bild war für immer tief in ihr Herz geprägt, wie das ihrige in seines, aber zwischen ihnen gähnte eine Kluft — für immer unüberbrückbar. Sie sollte weiter leben, in Schönheit und Anmut strahlen, aber nicht mehr für ihn! Ihr berauschesendes Lied sollte viele tausend Herzen in Wonne und Sehnsucht heben, er aber sollte es nicht mehr vernehmen! Er sollte weiter wandern auf dem öden Lebenswege, und keine Blumen mehr auf ihren Pfad streuen, kein Wort der Liebe zu ihr sprechen, auf das sie mit so zauberholdem Lächeln Antwort zu geben wußte. Ihm ward dunkel vor den Augen — er sah gleichsam in eine Gruft hinab, in die Gruft seiner sonnigen Hoffnungen, seiner freudigen Thatkraft — in die Gruft seiner Jugend. Mühsam erhob er sich und wankte in das anstoßende Schlafgemach. Ein feiner Weichenduft, der ihr und Allem was sie umgab anhaftete, strömte ihm entgegen und machte sein Blut aufwallen. Leise, als schliefe sie, betrat er den weichen Teppich. Die Fenstervorhänge waren offen geblieben und er konnte im fahlen Dämmerlichte alle Gegenstände deutlich erkennen. Auf der Toilette glitzerten all' die hübschen Crystall- und Silbersachen, und funkelte Geschmeide, das er ihr geschenkt, in offenen Etuits, — sie hatte nichts mitgenommen. Kalt, wie ein totes Auge sah ihn der Spiegel aus weißem Spitzenschleier an — wie oft hatte er ihr süßes Antlitz zurückgestrahlt! Er wandte sich heftig ab. Am Fenster

stand das Ruhebett, auf dem er sie verlassen hatte — dort lag das rosa Seidenkissen, auf dem ihr liebliches Köpfchen ruhte — es zeigte noch den leichten Abdruck, — er warf sich auf die Kniee und barg das Angesicht schluchzend darein. Die ganze Seligkeit jener Abschiedsstunde drängte sich in sein Herz und drohte es zu zerreißen.

Am anderen Ende des Hauses wachte Marga, trug Berndts Leid in treuer Schwesterliebe und litt bitter darunter, nicht helfen, nicht lindern und trösten zu können. Sie wußte, daß dies ein Schmerz sei, der noch keinen Balsam vertrug, daß es dunkle Stunden giebt, in denen der Mensch allein mit den Fluten der Verzweiflung ringen muß, die ihn schier überwältigen möchten, — sie wußte aber auch, daß Berndt gesund und stark an Leib und Seele sei, und daß er in diesem harten Kampfe siegen werde.

Als die Geschwister sich am folgenden Tage wieder sahen, war er ruhig, männlich gefaßt, nur die tiefen Schatten um Augen und Mund erzählten von dem, was er gelitten hatte und noch litt. Nach kaum berührtem Mittagsmahle setzten sie sich an den Kamin, wie sie es täglich zu Dreien gethan hatten, und er gewann es über sich von Stella zu sprechen. Kein Wort des Vorwurfs kam über seine Lippen. In Margas Brust dagegen wogte es von Entrüstung. Sie schwieg jedoch, wohl fühlend, daß er kein strenges Urtheil ertragen würde. Ihre Gedanken erratend, sagte er fast bittend: „O Marga,

glaubst Du denn, daß sie weniger leidet, als ich“, und wie zu sich selbst redend, fuhr er fort: „Jetzt weiß ich es, ein Stärkeres giebt es, als die Liebe — unsere Natur, unser eigenstes Ich — es bricht sich allendlich doch Bahn! Vor Liebe“, er lächelte trübe, „könnte eine Nachtigall vielleicht wohl sterben, aber aus Liebe zum Kanarienvögelnchen werden, das sich im Käfig glücklich fühlt, das kann sie nicht — und ich Thor wollte es erzwingen! Wollte nicht begreifen, daß man einen Wandervogel langsam tötet, wenn man ihn fesselt — das weiß ich jetzt. — Ja, wüßte ich es nicht, ich stürmte Dir nach, Du mein süßes Lieb und trüge Dich heim und fesselte Dich mit doppelt starker Liebe!“

Er schwieg lange, das Antlitz in den Händen vergraben, dann stöhnte er tief auf: „Ach, ihr zu entsagen thut weh, sie nicht mehr schützen zu können da draußen! O Marga, Marga, bete für sie!“ — Die treue Schwester faßte seine Hand mit warmem Druck. „Das wollen wir Beide ohne Unterlaß thun, sagte sie einfach, und Gottes Engel werden sie behüten, daß ihrer Seele kein Leid geschähe!“

Nach diesem einen Ueberwallen seines Schmerzes und seiner Liebe zog Berndt sich während langer Wochen schweigend in sich selbst zurück. Marga sah ihn wenig. Er verbrachte den größten Teil des Tages in seinem Arbeitszimmer, unthätig vor sich hinbrütend, seiner rüstigen und rührigen Art ganz zuwider. Sein Gemüt war krank — seine Glieder waren

todesmüde — es bedurfte einer langen Zeit, bis ihm nach der gewaltigen Erschütterung die alten Kräfte wiederkehrten. Marga hatte unterdessen die peinliche Aufgabe gehabt, Freunden und Bekannten die Thatsache mitzuteilen, und ihn vor Fragen oder irgend welchen Zeichen der Theilnahme zu schützen, die ihn verlegt haben würden. Heß, mit seinem feinen Takte und mit seinem tiefen Mitgefühl, stand ihr redlich bei. Er theilte ihre Entrüstung, während er für Berndts große Milde mehr Ehrfurcht als Verständnis hatte. Die Freunde berührten das Geschehene nie, und doch war Heß der einzige Mensch, mit dem Berndt, außer mit Marga, in dieser dunklen Zeit gern verkehrte, weil er seiner Sympathie und Discretion gewiß war. Wenn Berndt sprach, so war es von Dingen, die dem, was sein Gemüt bewegte, ferne lagen. Meist hörte er aber der Unterhaltung des Freundes und der Schwester nur zu, und der sonst so schweigsame Heß that sein Bestes, ihn für allerhand Fragen und Vorkommnisse zu interessiren.

Berndt merkte wohl die Absicht, ward aber nicht verstimmt, sondern ging mit wehmütigem Lächeln bereitwillig auf Alles ein. Er machte den Andern dann einen unbeschreiblich traurigen Eindruck; sie hätten lieber stürmische Ausbrüche leidenschaftlichen Schmerzes, als dieses stille Gefaßtsein, diese thatenlose Ruhe gesehen. Sie wußten es nicht, was es ihn kostete sich zu bezwingen, und wie in einsamen Stunden seine ganze Seele sich brandend und tobend wider das Geschick aufbäumte.

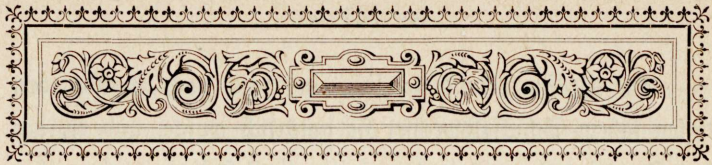
Bald nach der Katastrophe sah sich Heß genötigt, in Dienstangelegenheiten für zwei Wochen, nach der Hauptstadt zu fahren. Ihm entrollte sich dort ein anderes Bild, als Berndt und Marga in Berlin geschaut hatten: Waffenübungen, Exerciren, Schießen, Reiten sah er den ganzen Tag mit an, und hatte seine Freude an den tüchtigen Leistungen, sonderlich bei Gelegenheit eines großen Manövers auf dem Tempelhofer Felde unter persönlicher Führung des Kaisers. Schon früh Morgens weit aus dem Fenster gelehnt, freute er sich an der jungen Mannschaft, die aus der Kaserne in der Friedrichsstraße mit klingendem Spiel in die Karlsstraße bog. Vor den strammen Burschen ein ganzer Schwarm Schulbuben, mit dem Ranzen auf dem Rücken, und Mägdelein mit fliegenden Flachszöpfen, herspringend; Militärmusik in jedem Nerv — lauter Zukunftshelden und Soldatenbräute! — Für ihn war Berlin keine „Wildniß von Steinen und Zeitungen“, sondern voll alter kameradschaftlicher Beziehungen, die ihn sofort in einen geselligen Strudel hineinzogen. Da fühlte sich denn der wackere Heß aber durchaus nicht immer behaglich. Das leicht- und hochfahrende Gerede, das übermäßige Schlemmen und Großthun, das jetzt in Offizierskreisen zum guten Tone zu gehören schien, war seiner schlichten und kernfesten Natur gründlich antipatisch. Sein ruhiger, ungetrübter Blick beobachtete im Großen und Ganzen, bei zunehmender Wohlhabenheit und wachsender Machtstellung nach außen hin, eine rück-

wärtige Bewegung vom Gemütvollen auf's Gemütlose — vom Geistigen auf's Materielle, und mit banger Sorge fragte er sich, ob es nicht bergab gehen müsse mit deutscher Kraft und Tüchtigkeit, wenn die Schätzung des Mannes nach seinem Geldbeutel üblicher werde, als nach seinem inneren Werte; wenn Edelmann und Bürger und der Waffenrock mit ihm, sich wie es unter seinen Augen täglich geschah, ohne alles Schamgefühl dem jüdischen Ringelringelreigen um's goldene Kalb zugefellte! —

Als alter Bekannter und gern gesehener Gast verkehrte Heß viel im Hause der Gräfin Walburg, — hier fand er die gesundfrohe, gehaltvolle Gemeinschaft, die ihm so sehr zusagte und der schlichten Vornehmheit seines eigenen Wesens entsprach. Diese edle Gastlichkeit, die das leibliche Wohl ihrer Teilhaber in anspruchloser, wenn auch vollauf genügender Weise in Betracht zog, hingegen in ungemessener Fülle von dem Seelenleben des Hauses mittheilte, wie stark sie ab von den vornehm sein sollenden Gesellschaften, zu denen Alles was Küche und Keller vermag, aufgefahren wurde, man den Geist aber hauptsächlich aus der Bowle schöpfte. So lange Deutschland in Stadt und Land Häuser sein eigen nennt, wie das der Gräfin Walburg, so lange das deutsche Volk als solches, noch ein christliches ist, dachte Heß, ist es im Kerne doch noch gesund. Aber ist es ein christliches? Er fühlte sich oft versucht diese Frage in tiefer Niedergeschlagenheit zu verneinen.

Die Gräfin erkundigte sich eingehend nach Berndt, von dessen jähem Schicksalswechsel sie natürlich wußte, und er, der des Freundes Herzensangelegenheiten sonst Keinem preisgegeben hätte, schilderte ihr Berndts Seelenzustand, wie er es einem bewährten Arzte berichtet haben würde, hätte ein leibliches Uebel den Freund befallen. Mit ernst prüfendem Blick hörte sie ihm auch wie ein kluger, teilnehmender Arzt zu. Heß las in ihren beredten Zügen, daß sie Berndt allerdings für schwer getroffen, nicht aber für unheilbar halte, und daß sie das geeignete Mittel ihm zu helfen, kenne. Als sich der Hauptmann von ihr verabschiedete, sagte sie, ihm herzlich die Hand drückend: „Sobald es Frühling wird, will ich mir einige Ferientage gönnen und nach Stolpen kommen.“

„Frau Gräfin“, erwiderte er, „Sie geben mir ein kostbares Geschenk für unsere Freunde mit, — Gott lohne es Ihnen!“ —



Kapitel XVIII.

An der lebhaften Herzlichkeit, mit der Berndt den heimgekehrten Freund begrüßte, merkte Heß, daß er vermißt worden sei. Er sah sich keinem Schwerkranken mehr gegenüber, sondern einem langsam Genesenden. Zeit, Jugend und Gesundheit des inneren und äußeren Menschen helfen der Natur auf; das Leben fordert sein Recht — es fordert Pfllichterfüllung, ja es fordert, wo es scheinbar nichts mehr zu geben hat, und wer sich dem harten „Du sollst“ willig beugt, und nach keinem Glück mehr ausschaut, dem sendet es zum Lohn für die Entfagung „Zufriedenheit“, des Glücks bescheidene Schwester als freundliches Begegeleit. Berndt war noch lange nicht so weit, die Nähe dieser trauten Gefährtin zu empfinden. Was er aber in seinem ersten, heißen Weh nicht so gefühlt hatte, und jetzt tief dankbar empfand, war Margas besänftigende, erquickende Nähe. Er war weich und biegsam geworden, er sehnte sich nach Licht, wie einer, der aus dem Schatten des Todes zum Leben zurückkehrt. Er ließ den Inhalt ihres Wesens mit voller Klarheit auf sich einwirken. Aus tiefster

Erschöpfung erwacht, fühlte er in seinem zerrissenen, blutenden Herzen ein neues Werden und Walten leise sich regender Lebenskräfte, er wußte noch nicht wie sie sich gestalten würden, aber der Schwester Treue und Liebe wachte über ihnen, und das war ihm jetzt genug.

Heß mußte viel von seinem Aufenthalt in Berlin berichten, und er that es gern. Scharfe Beobachtungen in knappen Worten wiederzugeben, verstand er meisterlich. Dabei drehte er den blonden Schnurrbart gemächlich und atmete behaglich das süße Arom einer Häuslichkeit, die ihm so lieb geworden war, als sei es sein eigenes Heim, und ihm heute, nach zweiwöchentlichem Gasthaus- und Garfücken-Dasein, doppelt traut erschien.

Es war Abend. Die Lampe mit dem breiten grünen Schirm erhellte den runden Tisch. Berndt saß im großväterlichen Lehnstuhle, die langen Beine weit ausgestreckt und blies den Rauch einer dickbäuchigen Meerschampfeife in künstlichen Ringen aus. Seine Rechte hing lässig herab — sie trug einen Goldreif; und so lange sie sich regte, gedachte sie ihn in Treue zu tragen. Margas emsige Hände schafften an einer warmen Weste für den alten Ruhhüter. Dann und wann aber, wenn Heß gar zu interessant erzählte, sank ihr die Arbeit in den Schoß:

„Man kann im Ruh'n doch etwas thu'n,
Man kann im Thu'n doch etwas ruh'n“,

erachtete sie, sei ein gar vernünftiger Spruch. Ihre schönen, klaren Augen hingen dann mit warmer Herzlichkeit an dem Erzähler; was war er ihr für ein prächtiger Gesinnungsgenosse; für ein lieber, treuer Freund! Er hatte sich darein ergeben, ja glücklich gefühlt, als solcher von ihr behandelt zu werden, und doch rief es immer noch oft voll tiefer Sehnsucht in seiner Brust nach ihrer Liebe, auch heute wieder. „O Marga — warum darf ich Dich nimmer mein eigen nennen, Du herrliches Weib!“

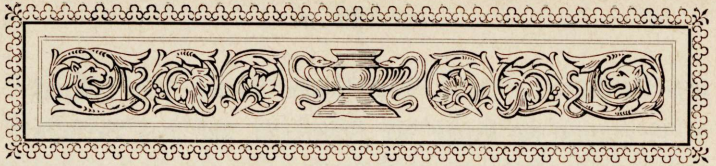
Ja, sie und der Bruder waren einander wunderbar ähnlich. Beide so weich, so warm und so unbeugsam treu in Liebe und Erinnern.

Ehe Heß seinen Bericht schloß, ließ er noch einmal, aus hell und dunkel gewoben, seinen Gesamteindruck vor ihnen auftauchen. Er konnte nicht umhin seine Besorgniß auszusprechen, das deutsche Volk, trotz besserer materieller Basis und Schulung, das deutsche Heer, trotz tadelloser Disciplin und Ausrüstung, schreite unmerklich niederwärts. Deutschland habe Siebzig auf dem Zenithe seiner Kraft, seines Ruhmes und seines Glückes gestanden. Die Einheit sei dieses Völkerfrühlings herrliche Blüte gewesen; nun aber zehre sich die Kraft, deren Wurzeln nicht aus den lautersten Bronnen trinken, im inneren Erhaltungsproceß langsam auf; die Schwingen des einst so hochfliegenden Geistes erlahmen. „Hoffnung erfüllte des alten Deutschlands Seele, in ihr lag eine edle unwider-

stehliche Gewalt. Jung = Deutschlands Lösung heißt „Genuß“, in ihr liegen die Keime der Zwietracht und des Verfalls!“ sagte er, seine Betrachtung schließend.

Jetzt legte Marga die blaue Weste des alten Michel beiseite, — nein, Heß war doch ein gar zu arger Pessimist. „Lieber Freund“, sagte sie lächelnd, „die deutschen idealen Kräfte liegen tief, und darum gerade sind sie unsterblich! Wo sich das Böse regt, da wird auch das Gute aus dem Schlaf gerüttelt. Mögen finstere Mächte immerhin geschäftig sein, Deutschland zu entchristlichen, zu entsittlichen, zu entnerven, deutsche Glaubens-treue und deutsche Vaterlandsliebe werden sich ermannen und siegen; deutsches Schwert und deutsches Lied töten auch noch heute manchen grimmen Drachen — mir ist nicht bange!“ Ihre Augen sprühten frohe Zuversicht und über die Gesichter der Männer glitt ein heller Schein. Heß war's, als sei ihm eine Last genommen. Ja, so lange das deutsche Weib an die allsiegende Kraft deutscher Ideale glaubt, so lange ist Deutschland wahrhaft groß und stark! —

Natürlich fragten die Geschwister viel nach Gräfin Walburg, nach ihrem und der Ihrigen Thun, zumal Marga, die in stetem Zusammenhange mit den Berliner Freunden stand. Als Heß der Gräfin Absicht, nach Stolpen zu kommen, aussprach, jubelte sie auf, und Berndt freute sich auch von Herzen; sie hatte es ihm angethan, mit ihrer ruhigen, unüberwindlichen Kraft.



Kapitel XIX.

Durch alle Blätter flog wieder wie einst, der ruhmgekrönte Name Stella Salvini's. Wo sie erschien, ward die Wiedererstandene mit Jubel begrüßt und gleich einer Fürstin gefeiert. Mit dem unvergleichlichen Schmelz und Klang ihrer Stimme verband sich jetzt ein unaussprechlich tiefergreifender Ausdruck, der ihr Singen verklärte und auf die höchste Stufe der Vollendung hob: Liebe, Schmerz, Seligkeit und unheilbare Trauer waren durch ihre Seele gezogen und verwebten sich herzbewegend mit ihren Tönen.

Signora Julia konnte in Beifall, in Gold und extravaganten Toiletten schwelgen, zu alledem lachte ihr zu Häupten das wolkenlose, heimatliche Himmelsblau. Ihr Glück wäre geradezu bethörend gewesen, hätte Stella auch glücklich sein wollen, sie aber schien aller Freude abhold. Wie eine Fremde bewegte sie sich in ihrer gewohnten Sphäre; sie empfand es erst jetzt, daß sie in den letzten zwei Jahren eine andere geworden war.

Täglich mehrte sich die Schar ihrer Verehrer, unter denen Europas vornehmste Namen glänzten; sie wetteiferten, ihr ein wärmeres Lächeln, ein kleines Zeichen specieller Gunst zu entlocken, umsonst, — es durfte sich Keiner rühmen ihre kühle Melancholie verschrecken zu können; nur wenn ihr dunkles Auge vom Podium aus die Menge überschaute, — wie sie der Meeresstille gleich, leise wogend zu ihren Füßen ruhte, bis ihr Atem sie erzittern und aufwirbeln ließ in brausendem Entzücken, — hob stolze Wonne ihre Brust, dann triumphirte die begeisterte Künstlerin über dem Liebesschnen des einsamen Weibes; dann wußte sie es, mochte ihr Herz auch brechen, es gab keine Rückkehr, keine glückliche, friedliche Enge für sie.

Der Blumencorso in Nizza hatte sein üppigfrohes, farbenstrahlendes Panier entrollt, unter dem eine elegante Gesellschaft sich in bunten Scherzen und phantastisch tollen Einfällen erging. Den Schluß des Festes und seinen Höhepunkt zugleich bildete ein Ball auf dem englischen Kriegsschiffe „Thunderer“. Blumengewinden kletterten an allen Tauen und bewimpelten Masten empor und schlangen sich um die Ankerfette, als fesselten Rosen den gewaltigen „Man of war“ an den Meeresgrund. Rosen, Rosen überall, selbst aus den Mündungen der Kanonen quollen sie in duftender Fülle.

Kurz vor Sonnenuntergang strömte eine elegante, kosmopolitische Menge auf dem geräumigen Deck zusammen. Hübsche Frauen aus aller Herren Länder und eine bunt zusammen-

gewürfelte Männerwelt; bekannte Erscheinungen aus den Sportclubs der Residenzen und den Spielsälen Monte Carlos, von denen die Gastgeber, Albions junge, lebensfrische Söhne mit ihren athletischen Gestalten vorteilhaft abstachen.

„God save the queen“ von zwei vereinten Orchestern brausend ausgeführt, begrüßte die Ankömmlinge, und die schwingvollsten Tanzweisen wechselten mit kurzen Pausen ab, die dem märchenhaft ausgestatteten Buffet, sonderlich den aus strahlenden Blumenkelchen von venetianischem Crystall sprudelnden Schaumweincaskaden gewidmet wurden.

Stella hatte sich diesem reizenden Feste nicht entziehen können. Wie eine Lilie ragte ihre schlanke Gestalt im weißen Kleide, unter dem farbenprächtigen Flor des üppig geschmückten Damenkreises hervor. Auf dem Haupte trug sie einen Kranz von weißen Rosen, und Perlen schmiegten sich um ihren schönen Hals. Man konnte den Blick von der vollendeten Anmut dieser klassisch ebenmäßigen Erscheinung nicht wenden. Sie war die Königin des Festes, umdrängt, umschwärmt und kühl wie immer, wo sie sich öffentlich zeigte. Fürst Anatol Miroff führte sie nach dem ersten Walzer zu einem Sessel und ließ sich schwerfällig neben ihr nieder, ihr ein kleines Plateau mit Erfrischungen hinhaltend. Er war ein alter Bekannter und maßte sich als solcher mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit das Vorrecht an, für sie zu sorgen. — Wie hatte sich in diesen drei Jahren sein innerer und äußerer Mensch vergrößert: Seine zwar schon

damals corpulente, aber doch wohlgebildete Gestalt erschien nur noch als eine unförmliche Masse. Das blasse Gesicht war aufgedunsen und der geistreiche Ausdruck desselben einem rein genußsüchtigen Zuge um die wulstigen Lippen gewichen. Das glänzend schwarze Haar an den Schläfen war leicht ergraut, der dünne Bart noch spärlicher, die Augen wie erloschen in müdem Ueberdruß — und bei alledem trug er doch den Stempel des Vornehmen an sich. Er war kein gewöhnlicher Mensch und darum ließ Stella sich seine Gesellschaft lieber gefallen, als die so manchen glatten Gentlemans. Er war ein schweigsamer Gefährte, wenn es ihm nicht gerade einfiel sehr unterhaltend zu sein; Stella war es eben recht, ihr Fruchtgelée ungestört mit dem kleinen, goldenen Löffel zum Munde zu führen und die ihr so gleichgültigen Menschen zu mustern, oder von ihnen weg auf das schimmernde Meer, das im letzten Abendhauch glühte und dann rasch in tiefblaue Dämmerung sank, zu schauen.

„Warum haben Sie mir den Brillantenstern zurückgeschickt?“ fragte er plötzlich. —

„Weil ich keine Geschenke annehme,“ erwiderte sie ruhig, es ihm überlassend, das „Weil“ zu motiviren.

Er zuckte die Achseln. Eine Sängerin, die Haus und Mann verließ und sich ein Gewissen daraus machte einen Schmuck anzunehmen — das ging über sein Begriffsvermögen.

In diesem Augenblicke trat eine schlanke Männergestalt in das Zelt, in welchem sie sich befanden. „Courtry!“ rief Stella lebhaft errötend.

Der Fürst erhob sich brüsk: „Ich will nicht stören,“ sagte er mit ironischem Lächeln. Stella stellte die Herren einander vor, machte aber keinen Versuch Mirossoff zurückzuhalten.

„Heuchlerin,“ knirschte er, „und ich Thor war auf dem Wege Dich wie eine Heilige zu verehren!“ Er warf sich draußen auf eine Bank neben eine hübsche Frau, die dort eben, erschöpft vom Tanze, ein wenig ruhte. Sie hatte ihm lange genug mit allen Künsten einer abgefeymten Kokette nachgestellt und ihn doch nicht in ihre Netze zu locken vermocht; seitdem er unter dem Banne von Stellas reiner Lieblichkeit stand, schien er gefeit. „Sie sind einander alle gleich,“ dachte er in bitterem Groll, und nahm ihr ungenirt den großen japanischen Fächer aus der Hand: „Lassen Sie mich sehen, ob ich Ihre Fächersprache noch kann,“ sagte er, denselben ungeschickt ausbreitend.

„Sie werden mir das Ding zerbrechen mit Ihren täppischen Bärentagen,“ entgegnete sie lachend, und nahm ihm das Spielzeug wieder ab, ihn mit einem kleinen Schläge strafend. Ihre Neckereien reizten ihn nicht, weshalb sie ihn denn auch bald aufgab und in den Tanzsaal hinabstieg. Gleich darauf trat Raoul aus dem Zelt. Er war mit dem deutschen Consul und dessen Gesellschaft gekommen und durfte nicht zu lange

fortbleiben, ohne unhöflich zu erscheinen. Mit leichtem Gruß schritt er an Miroff vorüber. Es lag ein so wehmütiger Ernst in seinem Ausdruck, daß der kluge Russe ihm erstaunt nachblickte. Nein, wie ein glücklicher Liebhaber sah der nicht aus! Obwohl er sich eben noch in Groll und Grimm von Stella entfernt hatte, mußte Miroff jetzt wieder zu ihr zurück. Er mußte ihrer Heuchelei auf den Grund kommen. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner ursprünglichen Natur mußte er sie entweder hassen oder um Vergebung bitten.

Auf der weichen Cocosmatte trat er so leise ein, daß sie seinen Schritt nicht vernahm. Sie hatte die Arme über das Seidenpolster des Divans gelegt und das Gesicht leise schluchzend in das Kissen vergraben. Er berührte ihre Schulter mit seiner großen, täppischen Hand

Sie fuhr jäh empor, bebend vor Entrüstung über seine Vertraulichkeit, nachdem sie den Blick aufgefangen, den er vorhin ihr und Raoul zugeworfen hatte. Aber sie faßte sich schnell. Er meinte es gut mit ihr in seiner Weise. Sie erriet seine Gedanken und fühlte sich verletzt; aber sie durfte sich nicht wundern, der Schein sprach gegen sie.

Tief Atem schöpfend trat sie hinaus und lehnte sich an die Brüstung des Schiffes. Er stand neben ihr und suchte nach den passenden Worten seine Frage einzukleiden, er wollte ihr nicht wehe thun. Sie kam ihm zuvor und sagte ruhig: „Ich weiß, was Sie mich fragen möchten, — Sie sind mir

ein loyaler Freund gewesen, darum will ich es Ihnen sagen — ich liebe nur Einen, heiß und treu, und werde ihn lieben so lange ich atme — meinen Mann! Raoul Courtry ist sein Freund, den ich nicht gesehen hatte, seit Alles gekommen ist, wie es kam!“

Starr hatte Anatol Miroff in das Gesicht der jungen Frau gesehen, aus dem reine, starke Liebe leuchtete, während sie dieses einfache und doch so ganz unbegreifliche Geständniß ablegte.

„Sie lieben Ihren Gatten leidenschaftlich und Sie haben ihn verlassen — wie soll ich das fassen,“ — fragte er, mit der Hand an seine Stirn greifend, als sei die Verwirrung dort entstanden.

Sie lächelte traurig: „Ich war nicht frei, als ich ihm mein Herz schenkte. Ich hatte es meiner Muse geschworen, ihre, bis zum Tode getreue Priesterin zu sein. Sie ließ mich im Stich, diese Treue zu erproben, und im Dunkel meines Daseins ergriff der edle, heißgeliebte Mann meine Hand und führte mich auf den Pfad des Glückes. Da — da erschien sie mir wieder, die herrliche Gebieterin, der ich zu dienen mit heiligem Eide gelobt hatte und ich mußte ihr folgen, ob auch mein Herz darüber brach!“ „Ich glaube,“ fügte sie hinzu, sich mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln Miroff zuwendend, „es lebt in jeder Brust eine Stimme, die uns fort und fort an die ersten guten Regungen unserer Jugend mahnt, die uns

treibt unsere besten Kräfte ausströmen zu lassen im Dienste der Menschheit und zum Preise Dessen, der sie uns lieh. Meine Gabe gehörte nicht in den Haus- und Ehefrieden; daß ich dieses nicht zur rechten Stunde verstand, hat bitteres Weh gebracht, wo ich Glück und Segen bringen wollte. Es ist die Schuld meines Lebens, jeder Tag ist seitdem eine Sühne für diese Schuld.“

Ihr Herz war so voll, es mußte überwallen, und jedes Wort fiel wie ein zündender Funke in das empfängliche Gemüt des Mannes, dessen Gewissen täglich Qualen litt, inmitten des wüsten Behagens, mit dem er sich umgab, — die Frivolität seines Daseins erschien ihm ein ekelhafter Sumpf, aus dem er sich zu ziehen, keinen Antrieb mehr in seiner trägen Natur fand.

Signora Julia trat in das Zelt. „Stella“, rief sie unwillig, „wo hast Du Dich wieder versteckt! Tausend Menschen haben mich schon nach Dir gefragt!“

„Ich tanze ja nicht,“ entgegnete sie, ihren Arm in den der Mutter legend und ihr auf den hell erleuchteten Festplatz folgend.

Anatol Mirosski verließ das Schiff, und schritt, die Hände in die großen Taschen seines etwas altmodischen Ueberziehers vergraben, den Quai entlang, auf und ab, bis es zu tagen begann. „Gute, edle Regungen, Jugendideale, sagte sie,“ — sprach er vor sich hin, „ja, in meiner Brust ist auch solch' eine

mahnende, anklagende Stimme; aber ich übertäube sie immer mit dem Lärm eines wilden Bachanals, oder ich schläferere sie ein, —“ er machte dazu die Bewegung, als setze er einen Becher an den Mund und stürze ihn durstig hinab. „Warum gab ich das Spiel so bald verloren?“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. — „Ich Narr! — Und meine eigene Tugend“ — er spie aus, wenn er daran dachte, wo sie geblieben war. „Sollte ein Wüftling wie ich, noch die moralische Kraft besitzen das Gute zu wollen, mit zäher, unentwegter Geduld?“ fragte er sich. „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken“, gab er sich dann zur Antwort. „Diese verwünschten Deutschen haben immer ein Wort bei der Hand, das einem die Seele stärkt.“

— Am Vormittage des folgenden Tages, trat Anatol in das Empfangszimmer seiner Tante, der Fürstin Maria Petrowna Mirowski. Er war wie gewöhnlich ein halbes Stündchen vor der üblichen Visitenzeit erschienen, um ungestört mit ihr zu plaudern.

„Nun, war der Ball hübsch? Haben Sie sich amüfirt? Haben Sie Stella die Cour gemacht?“ fragte die kleine, runde Dame lebhaft, ihm sein Glas Thee mit Zucker und Citronenscheibe zurechtmachend.

„Ich reife heute Abend nach Rußland, auf meine Besichtigungen,“ sagte er, sein Glas entgegennehmend, ohne ihre Fragen zu beantworten.

Sie ließ sich in einen niedrigen Sessel sinken, und sah ihn groß an: „Erbarmen Sie sich Anatol Andrejewitsch, mitten in der Saison!“

„Der Teufel soll die Saison holen, ich habe mein Bummelerleben satt und will wieder einmal arbeiten“, entgegnete er lachend.

„Arbeiten“, spottete sie, „das ist nichts für einen Edelmann!“

„Aber Faulenzen ist noch weniger denn nichts,“ meinte er, in seinem alten Scherzton, „darum habe ich mir wahrhaftig vorgenommen, wie ein Drescher zu arbeiten!“

Maria Petrowna blinzelte verschmüht: „Sie machen mir nichts weiß, Anatol Andrejewitsch, ou est la femme? Was hat Stella Ihnen gethan?“

Fürst Wiroff stellte sein Theeglas auf einen kleinen Mosaiktisch, rückte mit seinem Tabouret ganz nahe an Maria Petrownas Sessel heran, nahm ihre gepolsterten Händchen in die seinen, und sagte ernst und nachdrücklich. „Maria Petrowna, Sie sind eine gute Frau und Sie sind eine geschiedte Frau, dazu sind Sie eine reiche Frau und eine vornehme Frau, und infolge dessen haben Sie einen einflußreichen Salon, mit alledem müssen Sie ein weibliches Wesen schützen, das engelrein, und allen bösen Zungen ausgesetzt ist. Und er erzählte ihr von Stella, bis ihr die guten, kleinen, grauen Augen übergingen und er seinen Schützling im Herzen der Gesellschaft wohl geborgen wußte.

Wenige Stunden später theilte er Stella in kurzen Worten seinen heroischen Entschluß mit. Sie lächelte zufrieden, wie gute Geister lächeln mögen, die einen Sünder auf den Pfad der Tugend zurückgeführt haben; aber die Scene von gestern Abend blieb ihr als Warnung im Gedächtnis; um Berndts willen wollte sie jeden Schein meiden, der Anlaß zu unlieb-samen Deuteleien geben könnte. So mußte sie es sich versagen, Raoul öfter als andere Besucher zu empfangen. Und doch, wie lieb war es ihr, daß er den ganzen Winter, den sie an der Riviera verbrachte, in ihrer Nähe blieb. Sie fühlte sich unter einem ritterlichen Schutz und konnte in der Fremde hin und wieder ein flüchtiges Wort vernehmen, das sie berührte wie ein Heimatklang. Bald begann er mit angeborenem Zart-sinn hinüber und herüber Fäden zu spinnen. Sie erfuhr von ihm, nach dem ihr Herz oft so ungestüm verlangte, und auf Berndts Stirn lichteteten sich die Schatten, seit er von ferne einen Blick in ihre Seele thuen konnte, und sein eigenes Bild in ihrem tiefsten Grunde fand. Raoul fühlte eine stille Befriedigung, während er so, mit liebevollem Takt, den Trennungsschmerz der Beiden linderte. Vor einem Jahr vielleicht hätte er es nicht vermocht in dieser Weise um ein junges, reizendes Weib zu sorgen; er hätte ihre Gunst zu erlangen gestrebt; er hätte sie umworben mit Scherzen und verliebter List, umschmeichelt und umschwärmt. Daß er ein Anderer geworden, war Margas Werk! —



Kapitel XX.

Nach und nach hatte Berndt die dunkle Apathie, die anfangs so schwer auf ihm lastete, abgeschüttelt, und vollbrachte sein Tagewerk mit ruhiger, fleißiger Besonnenheit. Es ging alles seinen gewohnten Gang, nur die Freude war aus seinem Thun gewichen. Ihm selbst erschien sein Dasein starr und tot, wie ein winterliches Gefilde. Aber wie unter der Eisdecke unsichtbare Kräfte im Geheimen thätig sind, die Wunder des Frühlings vorzubereiten, so gestaltete sich in seinem tiefsten Herzen, ihm selbst verborgen, eine neue unwiderstehliche Lebenskraft. Nur Sonnenschein, und sie mußte blühend und sprühend hervorbrechen.

Gräfin Walburg hatte ihr Wort gehalten und war im Frühmärz auf eine Woche nach Stolpen gekommen.

Es giebt Naturen, in deren Nähe unser bestes Können und Wollen einen starken Impuls empfängt, unser Denken und Handeln energischer, selbstloser, zielbewußter wird, wie es Andere giebt, deren verstimmte, unstätte Gemüthsart niederdrückend, ja lähmend auf unsere Fähigkeiten wirkt. Gräfin

Walburg gehörte in hohem Grade zu den ersteren. Viel erfahrener Lebensernst, verbunden mit humorvoller Heiterkeit bildete den Grundton ihres Wesens, dabei besaß sie einen so zuversichtlichen Mut bei Allem, was sie that und erstrebte, daß ihre Umgebung unwillkürlich von demselben mit fortgerissen wurde. Ihr gutes Zutrauen, das sie in alles Wollen und Können ihrer Freunde setzte, spornte diese immer wieder zu edlem Eifer an. Ihre klare, durchgreifende Persönlichkeit, die nirgend ein unbestimmtes Hell Dunkel bestehen ließ, drängte zu innerer Entscheidung.

Berndt war in letzter Zeit unablässig mit den Problemen des Lebens beschäftigt gewesen, die ihm unter dem Sonnenschein des Glücks ferner gelegen hatten; er war auf einem entscheidenden Punkte angelangt und fühlte, daß er vorwärts gehen müsse, vom Wissen zum Handeln, aus der Studirstube hinaus ins praktische Leben, wenn sein Glaube die Früchte tragen sollte, die seinem Dasein allein Wert und Inhalt geben konnten; aber aus seinem Christentume konnte er die erneuernde Kraft noch nicht schöpfen, deren er eben bedurfte. Eines Abends, als sie traulich zu Bieren bei der Lampe saßen, sprach er dieses mit Betrübnis gegen Gräfin Walburg aus. Die alte Frau nickte, sah ihn verständnißvoll mit den großen, klugen Augen an und sagte: „Ja, so geht es gar Vielen, und die Oberflächlichen meinen, es sei Alles in Ordnung; sie sind gläubig; sie geben der Welt das erbauliche Schauspiel eines

Lebens, welches reich an bürgerlichen Tugenden ist; sie sind unsträflich in allen Beziehungen zu den Mitmenschen, und doch bleibt ihr Sinn dabei vorzugsweise dem eigenen Wohle, dem Genuß der Ehre und des Vermögens zugewandt. Das persönliche Behagen steht in erster Linie. Ich spreche aus Erfahrung“, fügte sie hinzu, „ich habe lange so in sicherer Ruhe und Selbstzufriedenheit dahingelebt, bis Stürme kamen, und mein Christentum mich im Stich ließ —“

„Und dann?“ — fragte Berndt gespannt —

„Dann, liebe Freunde, wurde es sehr dunkel. Ich fragte mich in der Angst meines Herzens, ob nicht die Lehre, der ich bisher vertraute, doch hinfällig sei. Nach Wahrheit dürstend, versenkte ich mich immer tiefer und tiefer in dieselbe und fand sie überall siegreich, auch wo sie zu unterliegen schien. Seit der Stunde, da ihre ersten wenigen Träger den königlichen Befehl erhielten „Gehet hin in alle Welt“ ist sie unaufhaltsam über den Erdkreis gewandelt, ihre einzigen Waffen: der Glaube, der Berge versetzt, und das Kreuz, das die Welt überwindet. Nicht umsonst trinkt der verhärtete Boden seit Jahrtausenden das Blut der Wahrheitszeugen. Die Grenzen der ungeheuren Heidenwelt weichen von Jahr zu Jahr mehr zurück, wie felsige Ufer, die eine lebendige Welle unermüdlich bespült. Die Religionen jener Völker, so weit verbreitet, so erhaben in einzelnen Lichtblicken ihrer großen Denker sie auch sein mögen, sind doch Alle von dem Geiste der Rasse durchdrungen, aus

welcher sie hervorgingen. Sie tragen den Stempel der Begrenztheit und des Irrthums an ihrer Stirn, auch wo sie die idealsten Formen annehmen, weil ihr Ursprung menschlich und nicht göttlich ist; darum sind sie, wie alles Irdische, dem Untergange geweiht. Alle menschlichen Gedanken, mögen sie auch aus erhabener Höhe auf uns herniederstrahlen gleich himmlischen Sternen, sie verlieren sich doch bald wieder wie verlöschende Leuchtkugeln im Dunkel der Zeiten, und es bleibt nur das Kreuz, um das alle Nationen der Erde, aus allen Zeiten, aus allen Sprachen sich einmütig scharen, unter dem die Edelsten des Menschengeschlechtes und die Geringsten, brüderlich vereint, anbetend knien.“

Marga drückte der Gräfin verständnißinnig die Hand. Sie hatte das Gefühl sich in einem Schiffe zu befinden, das sicher geleitet, dem ersehnten Hafen zuslog. Heß, ihnen gegenüber sitzend, hob das männliche Haupt und blickte erwartungsvoll auf die Sprecherin; sie durfte noch nicht inne halten, sie mußte zu Consequenzen gelangen, die für Berndt entscheidend sein würden.

„Nein“, fuhr sie nach einer gedankenvollen Pause fort, „wenn das Christentum unser Leben mit erneuernden Kräften durchdringt, so liegt die Schuld nur an uns, an unserer Zurückhaltung. Warum geben wir uns nicht ohne Vorbehalt Ihm hin, Dessen Eigentum wir sind? In Ihm allein haben wir das Leben, im Geiste des Gebets und der Liebe, im ritterlichen

Kampfesgeiste wider die Sünde. Folgen wir Seinem entrollten Panier und wir haben zugleich den Sieg und den Frieden!"

Berndt war an den Kamin getreten aus dem Lichtkreise der Lampe. Er liebte diese dämmrige Zurückgezogenheit in nächster Nähe seiner Freunde.

„Sie haben Recht, Frau Gräfin“, sagte er mit Entschiedenheit, „die Schuld liegt einzig in unserer Halbheit; ein Christentum des Gedankens genügt nicht, Worte und Thaten müssen sich dazu gesellen, das empfinde ich schon lange. Aber diese Halbheit ist so zähe, aus so vielerlei gewoben, das sich nicht leicht zerreißen läßt: Trägheit, alte Gewohnheit, leichtfertige Sicherheit, hin und wieder auch Kleinmut.“

„Kleinmut,“ fiel ihm Heß ins Wort, „den überwinden wir in der Heerfolge des Königs aller Könige, wenn wir bedenken, wie stolz wir schon darauf sind den Waffenrock unseres geliebten Landesherrn zu tragen!“

Berndt sah den Freund überrascht an, den er noch nie so hatte reden hören — „Nun, der hat auch nicht umsonst mit Marga und Gräfin Walburg verkehrt,“ dachte er, und nahm den Faden seines Gedankenganges wieder auf: „Wenn ich Sie recht verstehe, Frau Gräfin, so meinen Sie, daß unser Glaube nicht unter Grübeleien, sondern in stündlicher, pflichtgetreuer Ausübung wächst und erstarkt, bis er allmählig unser ganzes Wesen durchleuchtet; daß wir vollen heiligen Ernst mit unserem Christenstande machen müssen, ehe wir Früchte erhoffen dürfen!“

Sie bejahte, ihn mit froher Zuversicht anblickend. Ein Mann, der im Lager der Materialisten mit seinen Ansichten fast allein stehend, den Mut hatte, seinen wissenschaftlichen Ruf auf's Spiel zu setzen, indem er bekannte: „Wo sich das Ueberfünliche mit dem Unsterblichen in unserer Brust berührt, da müssen wir das Haupt in Demut beugen und eingestehen, daß unser stolzes Wissen Stückwerk ist,“ war wohl gerüstet seine Ueberzeugungen in jeder Lebenslage zu bethätigen. „Meine lieben Freunde“, sagte sie warm, „wenn wir Ernst machen wollen, so brauchen wir uns nicht lange umzuschauen, um zu finden, wo wir angreifen müssen, um hienieden am Reiche der Gerechtigkeit zu bauen!“

„Zunächst liegt uns das teure Vaterland“, sagte Heß, „das dem Ruin entgeneilt, wenn sich nicht bald alle religiös-sittlichen Kräfte der Nation zu zielbewußtem Vorgehen wider die zerstörenden Elemente zusammenschließen. Der äußere Feind ist geschlagen, aber im Herzen des Reiches sind feindliche Mächte, entchristlichend und entsittlichend thätig — da sind wir Alle zum Heerbann entboten. Unser geliebtes Deutschland bedarf jetzt mehr der treuen Kämpen im Inneren seine heiligsten Güter zu wahren, als der Hüter draußen an den Grenzen.“

„So ist es,“ bestätigte die Gräfin. Sie und der wackere Krieger verstanden einander vortrefflich.

Man blieb an diesem Abend noch lange in lebhaftem,

traulichem Gespräche beisammen, ernste Fragen erörternd und Meinungen austauschend.

Es war spät geworden, als Gräfin Walburg sich in ihr Gemach zurückzog, das ihr die Freundschaft so erquickend wohnlich eingerichtet hatte. Sie fühlte sich heute ganz besonders erwärmt durch das Echo, welches ihre innersten Ueberzeugungen in drei edlen Herzen geweckt hatte.

Erfüllt von guten Entschlüssen ritt Heß heim; er kannte seine Pflicht, und war der Mann sie zu erfüllen.

Berndt setzte sich noch in ernstem Sinnen an den Kamin, und ließ den Inhalt der verflossenen Stunden auf sich einwirken. Wonach er sich dunkel gesehnt, war ihm nun geworden, er fühlte sich hineingezogen in die beglückende Gemeinschaft der Auserwählten, die dem Höchsten, dem Erhabensten und dem Alleinbleibenden dienen. Für ihn konnte es hinfort kein trübes Dahinbrüten mehr geben, -- rundum gab es Arbeit im Weinberge Gottes genug -- sein Herz hob sich in freudiger Thatenlust -- endlich war er zur Klarheit gelangt, aber der Weg bis hierher, wie dornvoll war er gewesen!

Als er noch so dasaß in stillen Gedanken, legten sich zwei kühle Hände an seine Schläfen. Marga war hinter ihn getreten und bog ihm das Haupt zurück, in seine Augen zu schauen.

„Ueber jedem Menschengesein geht einmal der Stern auf, der ihn nach Bethlehem leiten soll“, sagte er.

„Aber nur der Weise, der hinaufblickt sieht ihn, und weiß ihm zu folgen“, antwortete sie.

„Du warst mein Stern Marga, in dessen ruhigem Leuchten all' das Wünschen und Verlangen empornwuchs, das heute deutliche Gestalt gewann und mein Leben fortan bestimmen wird!“

„Nicht ich, Berndt!“

„Ja Du, treue Schwester. — Ich glaubte einst in Stella meinen Stern gefunden zu haben — ach, es war nur ein holdes Irrlicht!“

Seine Züge verdüsterten sich, der Gedanke an Stella überschattete ihn mit dunkler Wehmut.

Marga war an seiner Seite niedergekniet. Er legte den Arm um ihre Schulter und sprach leise, als vertraue er ihr ein Geheimniß: „Siehst Du, ich will nun ein rastloser Arbeiter werden; ich will in der Hitze des Tages ein Feld mit guter Saat bestellen, und wenn Gott es segnet, so wird es Frucht bringen für Viele. Bisher war ich ein Träumer; ich träumte süß unter dem Blütenbaume der Liebe, der Jugend und der Poesie — Ach, dieser Traum war schön!“ —

„Und er war nicht vergeblich“, sagte sie ihn zärtlich umarmend, „wer bekränzten Hauptes den reinen Hauch des Lebensluzes trank, der nahm den erfrischenden Duft mit, in der Sonnenhitze sein Herz daran zu stärken und andere müde Pilger zu laben.“ —

Er wußte es nicht, daß ein kurzer, seliger Maienitag ihr Herz mit jenem weichen Duft erfüllt hatte, den nur die Frauenseele, die geliebt hat, ausströmen kann.



Kapitel XXI.

Stellas Tage unterdessen verstrichen im glänzenden Strudel eines rastlos wogenden „high life“. Seit Anatol Mirotz fort war, der unter mancherlei Schlacken das echte Metall eines genialen und großherzigen Charakters barg, hatte die Männervelt kein Interesse mehr für sie. Ihr Ruhm und ihre Schönheit brachten es mit sich, daß eine kosmopolitische „jeunesse dorée“ sich allenthalben an ihre Schritte heftete. Diese welke Jugend, die den frischen Hauch des Lebensmorgens schon mit den Kinderschuhen abgestreift hat, war ihr zuwider; noch mehr das geckenhafte Alter mit der Rose im Knopfloch, welches so gern mit dreißigjähriger Routine, den ersten Liebhaber spielt. Sie hatte wahren Manneswert kennen gelernt in Reinheit, Treue und Kraft, und ihr Auge überflog oft die bunte Menge in den dumpfen, prunkenden Festsälen, als müsse sie die hohe Gestalt mit dem ernstesten offenen Antlitz voll Würde und Güte auftauchen sehen. Ihr Herz hing an Berndt in fründlichem, sehnfüchtigem Gedenken, — und doch ohne Hoffnung. Was sie innerlich durchlebte und durchlitt, es fand in ihrem

Singen einen hinreißenden Ausdruck. Was früher von Eitelkeit und Eigenliebe an ihr gehaftet hatte, es fiel jetzt alles von ihr ab, und jeder unwürdigen Fessel entledigt, schwang sich ihr Genius zu Aetherhöhen, die sie vormals mit ihrem besten Können nie erreicht hatte. Das fühlte auch Raoul und sprach es ihr mit der ihm eigenen Gefühlswärme aus.

„Das Opfer ist unter tausend Schmerzen vollbracht“, sagte sie wehmütig lächelnd. „Ich bin losgelöst von dieser Erde, und es erschließt sich mir ein seliger Raum, der heilige Tempel einer geweihten Muse. Was je die Menschenseele in ihren reinsten, geheimnißvollsten Tiefen durchglüht hat, es jauchzt und schluchzt in meinem Liede, es hebt mich wie auf Schwingen empor, und ich möchte, die mir lauschen, hinaustragen zu den Höhen, wo Alles schuldlos und verklärt ist!“ — Es war unter den Palmen der Terrasse von Monaco, im hellen Mondenscheine, wo sie an seinem Arm wandelnd, ihrer Begeisterung so freien Ausdruck lieh.

„Und Sie ziehen auch solche empor, die nur im Dunstkreise der Sünde zu atmen gewohnt waren“, entgegnete er, „Sie haben die Leuchtkraft, die Gott in Sie legte, als ein Himmelslicht strahlen lassen, und damit den Schmerz gesühnt den Sie Berndt bereiteten!“

Der leichte Raoul fühlte sich Stella gegenüber als der Hüter fremden Eigentums und nahm es ernst mit seiner Treue gegen den Freund. Er hatte ihre Flucht aus Stolpen noch

niemals gut geheißten; aber heute, als ihr Lied so zauberschön und engelrein, wie eine Weihrauchwolke durch tausend weltumfangene Herzen flutete, da fühlte er, daß sie einer höheren Bestimmung folgte und wußte, warum Berndt ihr verziehen hatte.

Hinter ihnen ging Signora Julia am Arme eines alten Verehrers. „Wir werden an Publikum verlieren“, klagte sie erregt. „Stella singt alle Tage mehr so, als hätte sie eine Gemeinde von Heiligen vor sich, oder wenigstens Sünder, die sich in irgend einer geweihten Welle rein baden möchten; ihre Leidenschaft scheint sich immer mehr von allem Sinnlichen lösen zu wollen, ihr Liebeshymnus wendet sich dem Ueberirdischen zu. Die Männer werden sich von ihr abkehren, dorthin gehen, wo sie genießen können, ohne Reue zu empfinden. Die Frauen wollen hinter ihrem Fächer lächeln — Stella hat kein Verständniß für ihr Publikum — wenn sie mit ihrer Ausdrucksfähigkeit nur hin und wieder ein wenig tändeln, eine kleine, leichte Pikanterie zum Besten geben wollte, wir hätten all' abendlich ein brechend volles Haus — aber der Gewinn läßt sie kalt!“ —

„Sie werden Ihr Publikum behalten“, beruhigte der erfahrene Gönner. „Wo ist heute eine Stimme, die sich an Schmelz mit Stellas messen könnte, und dazu noch der Zauber ihrer Erscheinung; sie ist eben die unbestrittene Königin im Reiche der Töne — und wenn ich Ihnen auch zugeben muß,

daß sich ein Teil der Lebewelt andersweitig besser amüßirt, so schämt man sich dieses einzugestehen; die Mehrzahl hängt ihr ohnehin mit Enthusiasmus an, und würde sich von ihr meinetwegen zu einem Kreuzzuge fanatisiren lassen.“

Signora Julia war nicht zu calmiren: „Das Schlimmste ist“, sagte sie, „Stella reißt sich auf, sie legt allemal ein Stück Leben in ihr Singen. Wir werden bald ihr Schwanenlied hören!“ —

— „Das ist die wahre Kunst, die hehre, weisevolle, bald in strahlendem Glück die Herzen durchsonnend, bald sie mit inbrünstiger Andacht, bald mit heißer, todesfroher Liebe füllend, und alle Affecte der Seele in ein reines, versöhnendes Licht tauchend, jedes Lächeln vergoldend, jede Thräne verklärend“, sprach Raoul, aus seinem Fenster auf den mondbeglänzten Golf schauend“. „Und die freche Dirne im Ringel-Tangel-Schellenhemde, die sich von den erbärmlichsten Instinkten und niedrigsten Leidenschaften der Menschen nährt und in Purpur kleidet, wagt es auch sich eine Tochter der Kunst zu nennen. — Pfui über dem Pöbel auf der Gasse und im Palast, pfui über die Bestie im Menschen, die auch das Höchste in's Gemeine zieht.“ Er zündete zwei Kerzen an und setzte sich, Berndt in der Begeisterung seines Herzens zu schreiben.

Als dieser wenige Tage später den Brief empfing und gelesen hatte, klang ihm der Schlußvers eines Liedes, das er

einst so gerne von Stellas Lippen vernahm, wie ein Liebes-
gruß in sein tiefstes Empfinden hinein:

„Ich fühl's in sel'ger Ruh,
Eins sind wir, auch geschieden;
Gut' Nacht und solchen Frieden
Geliebter, hab auch Du!“





Kapitel XXII.

Sin volles Jahr war bereits in's Land gegangen, seit Gräfin Walburg auf Stolpen weilte. In regem geistigen Zusammenhange mit Berndt und Marga bleibend, hatte sie seitdem ihre Freude daran gehabt, in welcher praktisch tüchtigen Weise diese an der Lösung der sozialen Frage arbeiteten, so weit sie mit dem Wohle ihrer Untergebenen zusammenhing, zu denen nun auch die Leute von Schöneberg gehörten, welches Berndt gleichfalls bewirtschaftete.

Ein Feld mit guter Saat zu bestellen, das würde fortan seine Aufgabe sein, hatte er gesagt, und er widmete sich derselben mit eben so viel Pflichttreue als Sachverständniß, Alt und Jung nach Leib und Seele hin versorgend, ohne jemals den lästigen Druck der Bevormundung fühlbar zu machen. Besonders der Jugend nahmen sich die Geschwister thatkräftig an, ihr Heimstätten bereitend, in denen die Familienlosen sich zu Hause fühlen konnten. Einzelne halsstarrige Gesellen wollten sich der festen Ordnung in der Burschenherberge nicht fügen, sondern ihr liederliches Schankwesen unbehindert fortsetzen;

man ließ sie ziehen, ehe ihre Dienstzeit abgelaufen war; denn Berndt gedachte seine sittliche Reform im Geiste völliger individueller Freiheit durchzuführen. Auch im Mägdehause, das unter der Obhut einer trefflichen Hausmutter stand, gab es einige Entlassungen in Folge von Auffässigkeiten; bald jedoch kehrten mehrere Widerspenstige beiderlei Geschlechts zurück und wurden in Gnaden aufgenommen, nachdem sie reumütig um Vergebung baten. Wenn der erste Troß gebrochen ist, fühlt sich auch das verwildertste Gemüt unter liebevoller Leitung wohl. Nicht lange, und es galt unter der Arbeiterbevölkerung der Umgegend als Vorzug, in Stolpen zu dienen. Weit mehr noch, als die wohnlichen Behausungen mit den hellen Aufenthaltsräumen, die zu gemeinsamer Abendarbeit und Lectüre bestimmt waren, übte der persönliche Einfluß der Herrschaft, die einen so freundlichen, bildenden und fördernden Anteil an den Interessen der Einzelnen nahm, eine starke Anziehungskraft aus. Berndt ließ sich öfter dazu herbei, Gefangesübungen zu leiten oder kleine, populäre Vorträge zu halten, und sich im Anschluß an dieselben über die verschiedensten Fragen mit den jungen Männern zu besprechen.

Unter diesem persönlichen Verkehr, der ihm bald lieb wurde, litt seine Autorität durchaus nicht, wie etliche gute Freunde prophezeiten, sondern befestigte sich im Gegentheil bedeutend.

Allwöchentlich versammelte ein geselliger Abend die

Nachbarn in Stolpen. Sie fanden sich stets zahlreich ein, denn sie waren des herzlichsten Empfanges und der reichsten, geistigen Anregung gewiß. Natürlich wurde bei solchen Gelegenheiten auch über die neuen Einrichtungen eifrig discutirt. Mit dem Siechenhause und Kinderasyle erklärten sich die Meisten einverstanden, daß man aber arbeitsfähige Leute unter eine besondere Fürsorge stelle, erschien der Mehrzahl übertrieben, und Berndt hatte Gelegenheit mehr als eine Lanze für seine Ansichten zu brechen. Daß die specielle Art, in der er sich seinen Leuten widmete nicht Jedermanns Sache sei, gab er zu, betonte aber immer wieder, daß Alle, denen die Vorsehung geistige Muße in Fülle gewährte, verpflichtet seien auf irgend eine Weise das geistige Wohl ihrer Mitmenschen zu fördern, welche unter der allzuschweren Last des materiellen Druckes die Fähigkeit selbständiger Gedankenerhebung verlieren und sich zur notwendigen Ausspannung in den Sumpf der Gemeinheit stürzen müssen, wenn Niemand sie bessere Freuden kennen lehrt. Er behauptete, daß es zu den Obliegenheiten eines christlichen Brotherrn gehöre, sich um das sittliche Wohl derer zu kümmern, die für ihn arbeiten; daß einem die Schamröthe in's Gesicht steigen müsse, wenn man arme Leute sagen höre, ihre Töchter seien im Bauernhause besser aufgehoben, als auf dem Gutshofe. Er sagte, den christlichen Standpunkt beiseite lassend, müsse schon die Vernunft den Staatsbürger dazu antreiben, mit allen Kräften der zunehmenden Ver-

wilderung und Verrohung entgegen zu arbeiten, so lange noch nicht Alles verloren sei. Führte in der Nachbarschaft der alte, herzlose Schlendrian auch meistens weiter das Regiment, so blieb das Wort und Beispiel in Stolpen doch nicht ganz ohne Frucht. Hier und da machten sich schüchterne, aber auch einzelne, sehr energische Nachahmungsversuche bemerkbar.

Eines Abends, nachdem die Gäste sich verabschiedet hatten, war Konrad Steiner noch zurückgeblieben. Er saß im bequemsten Lehnstuhl, während Berndt ihm einige Pläne entwickelnd, im Zimmer auf und nieder schritt. Konrads Rat in praktischen Dingen war unschätzbar; wo Berndt enthusiastisch plante, da rechnete er mit kühler Ueberlegung; so konnten sie vortrefflich zusammen arbeiten. Heute jedoch war er gar nicht bei der Sache. „Berndt“, sagte er plötzlich ganz unvermittelt, „Du hast wahrhaftig Ursache genug auf Scheidung anzutragen, es giebt ja noch manches nette Mädchen, das glücklich wäre —“.

Der also Angeredete blieb, die Hände auf dem Rücken, vor seinem wohlmeinenden Ratgeber stehen: „Vermissest Du hier das ewig Weibliche?“ fragte er etwas herb.

„Bewahre“, entgegnete dieser, „wo Deine Schwester schaltet und waltet, wüßte man nicht, was man vermissen sollte — ich dachte nur, für Dich — in Deinen jungen Jahren“.

„Du fassst von Deinem juridischen Standpunkte aus, die Ehe nur als ein auf Uebereinstimmung der Interessen beruhendes

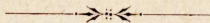
Verhältniß auf, und siehst sie als gelöst an, sobald diese unwiederbringlich auseinander gehen, unterbrach ihn der Hausherr, „Du Armer“ kennst die Liebe nicht; wo in ihrer Himmelsmacht zwei Wesen eins geworden sind, da ist die Ehe ein heiliges Band, das sich in Ewigkeit nicht löst. Mag auch Entfremdung wie ein düsterer Wahn sich zeitweilig zwischen die Gatten drängen; mag das Geschick, oder ein höherer Wille sie hienieden unter tausend Schmerzen scheiden, sie bleiben doch geeint bis über das Grab hinaus!“ — Er wandte sich ab, nicht zu dem Verständnißlosen hatte er so sprechen wollen, aber unwillkürlich, bei der ersten Berührung, war es herausgestürzt, was er so tief empfand, wie nur Einer zu empfinden vermag, der das heilige Geheimniß der Liebe nie entweiht hat. Konrad erhob sich und nahm Abschied; sie hätten sich heute doch nichts mehr sagen können.

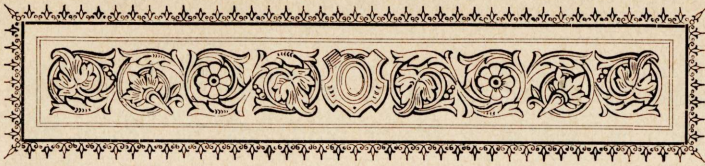
Auf der Heimfahrt dachte er viel über sein und des Freundes Lebensschicksal nach. Wie war es ihm doch immer so vortrefflich ergangen, auch in der Ehe: Seine tugendsame Frau dachte nur daran ihm den leisesten Wunsch zu erfüllen, und artigere Knaben als Julius und Emil konnte man wohl nirgend finden, — und doch sagte Berndt „armer Konrad!“ — Er blickte noch einmal vorwärts und rückwärts, da erschien ihm sein Leben plötzlich wie eine lange Winterfahrt unter wolkenlosem Himmel auf glatter Eisbahn, alles ringsum hell und glänzend, aber kein rauschender Bach, keine Blume am

Wege, kein Vogelsang in den Lüften. Berndt hatte in einer Frühlingswelt voll Duft und Blüten geatmet, dann war ein schwüles Gewitter heraufgezogen, schmetternde Stürme und leuchtende Blitze hatten sein Paradies vernichtet. Nun stand er da, die Augen feucht von Thränen um ein zertrümmertes Glück, aber die Brust voll männlich niedergekämpfter Schmerzen und großer selbstloser Gedanken des rettenden Mitleids, und sagte „Armer Konrad, Du hast die Liebe nie gekannt!“ — Er steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus und ließ sich von der kalten Nachtluft anwehen, er glaubte Fieber zu haben, so phantasievolle Bilder waren seinem Gehirn noch nie entstiegen. Berndts rascher Pulsschlag wirkte offenbar ansteckend — jetzt wünschte er gar einen Tag wie Berndt, glückselige Liebe, flammende Begeisterung und schluchzenden Gram empfinden zu können.

Als der Wagen an der stattlichen Treppe seines Hauses hielt, bemerkte er jedoch mit Genugthuung, daß der Kausch verfliegen war. Seine sanfte, blonde Frau kam ihm im Vorzimmer entgegen, er küßte sie wie gewöhnlich auf die gedankenleere, weiße Stirn und ging in das Schlafzimmer seiner Knaben. Sie lagen auf dem Rücken in ihren weißen Bettchen und träumten mit roten Backen von einem weißen und einem schwarzen Schaf, von denen die Wärterin ihnen eintönig vorgesummt hatte. Konrad beugte sich über die guten, semmelblonden Kleinen, lobte ihr gesundes Aussehen und zog sich in

sein Arbeitskabinet zurück. Aber die Schreiben auf dem großen, grünen Tische mit dem ministeriellen Anstriche blieben unerbroschen. Er setzte sich an den Kamin, zündete eine feine Havanna an, schlug das rechte Bein über das linke und vertiefte sich auf's neue in seine psychologischen Betrachtungen, welche in der Erkenntnis gipfelten, daß es seine Richtigkeit mit dem Satze habe: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann“, denn nicht, was ihm begegnet ist das allein entscheidende, sondern wie er's trägt. — Berndt war als ein Held durch das Feuer der Prüfung gegangen, das stand fest.





Kapitel XXIII.

Sin wenig Schnee in Gräben und Schluchten, etwas Eis auf schattigen Waldwegen, sonst war jede Spur des Winters geschwunden. In den Gärten, auf den Aekern, überall sah man fleißige Hände am Werk, die alten Schäden zu bessern, um dem jungen Leben die Stätte zu bereiten. Die Vögel suchten zwitschernd nach Hälmchen für ihr Nest, die ersten Sternblümchen lugten aus dem braunen Grase hervor und nickten leise „da sind wir.“ Ja, der Lenz war über Nacht gekommen!

Sie saßen nach rüstiger Morgenarbeit am frühen Mittagstische: Berndt, Marga und Heß, der jetzt seltener kam, weil er auch viel von seiner freien Zeit den Soldaten opferte, denen er nicht nur im Kriege ein tüchtiger Führer sein wollte. Oft hatte er seine liebe Not mit den übermütigen Burschen und mußte scharf eingreifen, aber auch manche Freude erlebte er, sonderlich an der jungen Mannschaft, die ihm mit grenzenloser Hingebung anhing. Eben hatte er den Geschwistern eine gute Kasernengeschichte erzählt und gab jetzt, einen saftigen Hammel-

braten mit Geschick tranchirend, sein Urtheil über das junge Pferd ab, welches er Marga zuritt, als ein Wagen vorfuhr.

„Es wird der Doctor sein“, meinte Berndt, „er kann gleich mit dem Braten anfangen, der gute, alte Knabe ist ohnehin ein Suppenkaspar neuester Methode.“ Er rückte einen Stuhl an den Tisch, während die Magd hinausging, den Gast hinein zu bitten; es war aber mit nichten der Doctor, sondern ein junger Mann im Reisemantel. Wo hatte er dieses hübsche Ding schon gesehen, fragte er sich, als ihm das Mädchen bereitwillig half sich seiner Hülle zu entledigen — ach richtig, — auf dem Bahnhof, als Blumenmädchen. Auch sie erkannte ihn und erröthete, sah ihm aber freimütig in's Gesicht und sagte leise: „Ich danke Ihnen, gnädiger Herr, daß Sie mich hierher wiesen!“ Man sah es ihr an, sie war brav und froh; wie konnte das in Fräulein Margas Nähe auch anders sein. Sie wollte ihm die Thür öffnen, allein er kam ihr zuvor und trat ungemeldet in's Speisezimmer. Im nächsten Augenblicke sah er sich auf's freundschaftlichste umringt und mit Fragen bestürmt. Heß schüttelte ihm herzlich die Hand; er hatte ihn durch seine Briefe an Berndt und Marga nun auch als den lieben, treuen Menschen kennen gelernt, der er im Grunde war. Ob er nun lange bleiben könne, wollten sie vor Allem wissen, und waren empört, als er ihnen eröffnete, er müsse schon mit dem Abendzuge weiter nach St. Petersburg, in eiligen Ge-

schäften; sein Vater habe ihm das ganze enorme Handels-
haus übergeben, sich mit einer Rente in den Ruhestand ver-
setzend.

„Weiter“, ermunterte Berndt, der ihm ansah, daß er noch
etwas auf der Pfanne hatte.

„Weiter“, lachte Raoul mit strahlendem Gesichte, „bin ich
Bräutigam“, er begleitete diese Mitteilung mit einer Geberde,
als müßte er sammt seinem Stuhle in die Luft springen.
Und nun auf allseitige, beglückwünschende Fragen erzählte er
in sprudelndem Entzücken von seiner Hella, natürlich das
herrlichste Mädchen unter der Sonne. Da er nicht auf Ver-
mögen zu sehen brauchte, hatte Liebe allein die jungen Herzen
geeint. „Sie gleicht Ihnen ein ganz klein wenig“, sagte er,
sich zu Marga wendend und über und über rot werdend, —
„wie glücklich werde ich sein, sie Ihnen einmal bringen zu
dürfen.“

„Bringen Sie uns die Hella bald“, bat Marga, ihm
über dem Tische die Hand reichend, „wir wollen sie lieb haben,
wie eine Schwester.“

Nach dem Essen ging Berndt mit Raoul in den lenz-
feuchten Garten voll Werbeduft und Frühlingsstille. Dort
ließ der Glückliche seinen Gefühlen noch einmal freien Lauf
und sagte zum Schluß treuherzig: „Ich weiß wohl, daß ich
ihrer nicht würdig bin, aber ich will's werden, und wenn ich
mich in den letzten Jahren bestrebt habe ein besserer Mensch

zu sein, so danke ich es Dir und Deiner unvergleichlichen Schwester.“

Sie schritten Arm in Arm im laublosen Lindengange auf und nieder, und Berndt fühlte sich wieder jung werden, wie der Wald ringsum. O Lenz, o Liebe, wie groß ist eure Zaubermacht! Er gedachte der alten Zeiten, und in seinem Blick lag eine Frage, die Raoul wohl verstand, aber zu beantworten zögerte. Endlich gewann er es über sich und fragte in weichem Tone: „Willst Du von Stella hören, armer Freund?“

Berndt nickte.

„Ich sah sie vor drei Wochen in Wien, sie singt nicht mehr, sie ist sehr krank.“

Berndts Arm zitterte in dem seinen, aber nun mußte Alles gesagt werden. „Sie hat einen Blutsturz gehabt, der ihre zarten Kräfte ganz erschöpfte — sie leidet nicht, aber sie ist weiß und durchsichtig wie eine Lilie.“

Berndt hatte ihm schweigend zugehört, die Hand auf die Augen gedrückt.

„Bergieb mir“, fuhr Raoul fort, „daß ich Dich nicht früher benachrichtigte; sie flehte mich an, Dir ihren Zustand zu verschweigen; sie wollte Dir selbst Alles mittheilen.“

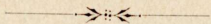
„Glaubst Du, daß sie mich sehen möchte“, fragte Berndt, sich mühsam aufraffend.

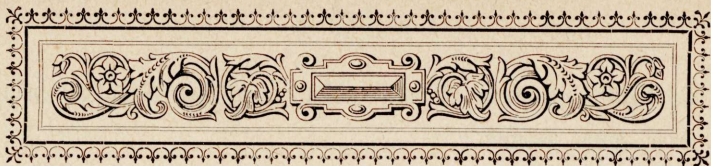
„Dich sehen! Jeder Pulsschlag ihres entfliehenden Lebens

ist Dein", erwiderte Raoul. „Und nun Gott befohlen, mein lieber, alter Freund!“

Marga und Heß begleiteten ihn an den Wagen. Als er einstieg, stand auch Berndt auf der Treppe und winkte ihm mit matter Hand und traurigem Lächeln ein Lebewohl.

Wie hatte er seine Stella doch noch so unaussprechlich lieb.





Kapitel XXIV.

Während die Freunde zu Stolpen unter den Linden wandelten, stand in einem großen, düsteren Zimmer des Hotel „Imperial“ Stella reisefertig am Fenster.

Signora Julia erschöpfte sich in Vorstellungen, sie von ihrem Entschlusse abzubringen und warf sich ihr schließlich, als auch alle Bitten vergeblich blieben, leidenschaftlich schluchzend zu Füßen. „Die Strapazen, die Aufregungen werden Dich töten“, schrie sie in heller Verzweiflung, „bleibe bei mir, wir wollen wieder in den Süden, das ist Deine einzige Rettung!“

Stella faßte die Hände der Mutter und zog sie sanft zu sich empor. „Du meinst es gut“, sagte sie, „aber Du verstehst mich nicht — ich muß zu ihm, ich muß das Wort der Vergebung von seinen Lippen hören, nur dann kann ich ruhig sterben!“

Signora Julia sah in zwei dunklen Augen einen unbeugsamen Willen lodern und wußte, daß sie diesem letzten, sehnsüchtigen Verlangen gegenüber machtlos sei. Krampfhaft weinend warf sie sich auf das Sofa.

„Mutter,“ bat Stella, die Hand der Unglücklichen mit heißen Lippen berührend, „vergieb mir — lebe wohl!“ Auf den Arm ihrer Kammerfrau gestützt, schleppte sie sich mit müden Schritten hinaus.

Der Schnellzug raste in die dunkle Nacht hinein; sie hätte das Dampfroß noch besflügeln mögen. Fieberglühend lag sie mit offenen Augen da, aber sie fühlte keine Erschöpfung. Am folgenden Nachmittage langte sie in Königsberg an und bestieg gleich auf dem Bahnhof einen Landauer, um nach Stolpen zu fahren. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, als sie die ersten Pappeln an der Chaussee sah, denen sie einst das Todesurteil gesprochen hatte. Sie ließ am Eingange des Parks halten und schickte den Wagen mit der Kofe auf den Wirtschaftshof, weitere Befehle erwarten. Langsam ging sie dem Hause zu, ihre erregten Nerven gaben ihr für den Augenblick das trügerische Gefühl der Gesundheit. Da hörte sie Schritte hinter sich, und den Kopf wendend, sah sie den Groom, ihren schönen Goldfuchs am Zügel führend. Er blieb stehen und küßte artig den Hut; die tiefverschleierte Dame mochte ihn intriguiern. Sie streichelte den seidenweichen Hals ihres Lieblings.

„Ein prachtvolles Tier, nicht wahr,“ sagte der redselige Burfche, „das Reitpferd unserer gnädigen Frau.“

Sie zog den Schleier dichter vor ihr thränenfeuchtes Gesicht. Sie hieß hier noch „unsere gnädige Frau,“ — o, das

war zu viel, das hatte sie nicht verdient! — Noch einige Schritte, und sie setzte sich auf eine Bank der Eingangsthür gegenüber. Es war fast ganz dunkel geworden, während sie da saß, sie wußte selbst nicht, wie lange. In der Vorhalle tauchte ein helles Licht auf — über den Hof kamen Menschen, einzeln und in Gruppen, sie traten in das Haus, was das wohl zu bedeuten hatte? Unbemerkt schlich sie sich hinein und glitt hinter einen von Pflanzen umstellten Pfeiler, dort ließ sie sich auf einem Schemel nieder. Sie sah das Ingefinde versammelt, manches bekannte Gesicht: Krompe, Linchen, aber auch neue Gestalten waren da. Ueber einem Pulte mit aufgeschlagener Bibel brante eine helle Lampe. Jetzt trat Berndt ein, und sie mußte sich Gewalt anthun, um einen jähen Aufschrei zu unterdrücken. Marga war mit ihm. Sie stimmten ein Lied an, das Alle zu kennen schienen und herzlich mitsangen. Dann schlug er das Buch des Lebens auf und las: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ In kurzen ergreifenden Worten, Jedem verständlich, legte er dieses gewaltig ernste Wort aus. Stellas Augen hingen an seinen Lippen, die einst unter tausend Küffen geflüstert hatten: „Du bist meine Welt, nur in Dir lebt meine Seele!“

Während er sprach, wurde es ruhiger und lichter in ihrem gepeinigten Herzen; sie fühlte es, was sie dunklem Drange folgend, an ihm gesündigt, ein erbarmender Wille hatte es

ihnen Beiden zum Heile gewandt. Noch ein Liedervers, ein Augenblick schweigender Andacht, und die Leute verließen den dämmerigen Raum, von ihrem Herrn mit freundlichem Grusse verabschiedet. Marga drückte dem Bruder die Hand und ging ebenfalls.

Er ließ sich in einen breiten Lutherstuhl sinken, ein wenig zu ruhen; vom Frührot an hatte er gearbeitet, um Alles für eine längere Abwesenheit vorzubereiten; mit dem Morgenzuge wollte er nach Wien aufbrechen. Stella wandte keinen Blick von seinem hellbeleuchteten Antlitz. Tiefer Gram hatte seine Stirn gefurcht, sonst war er derselbe, ihr männlich starker, mildfester, großmüthiger Berndt, — das las sie deutlich in seinen geliebten Zügen. Sie erhob sich und schwankte auf ihn zu. Seine großen, offenen Augen begegneten den ihrigen, allein er rührte sich nicht, als hätte eine Geistererscheinung ihn festgebannt. Sie stand vor ihm — wie ein schwarzer Schleier legte es sich über ihre Augen. Als sie aus tiefer Ohnmacht erwachte, ruhte sie an einem Herzen voll unendlicher Liebe und Treue.

Sonnenwarm glitten die Frühlingstage dahin. Stella lag auf dem Ruhebette, das sie nicht mehr verließ, in ihrem hübschen Zimmer, schaute durch das geöffnete Fenster in das zarte sprossende Grün, trank den jungen Lenzesdunst und lauschte dem Liebesgezwitscher der Finken. Sie fühlte keine Pein, nur eine tiefe, sanfte Erschöpfung. Berndts vergebende Liebe und

Margas schwesterliche Zärtlichkeit trugen sie auf treuen Händen. Friede umwehte ihre Stirn, wie mit unsichtbaren Palmenzweigen. Aus Berndts Worten, aus jedem seiner Blicke strömte eine feste, freudige Zuversicht in ihr Herz und bannte jedes Grauen vor dem dunklen Thale, dem ihr verrinnendes Leben unaufhaltfam zueilte. Er hatte sie gelehrt zu den lichten Höhen jenseit zu schauen.

Oft in stiller Dämmerstunde, ihre schlanke Hand in der seinen, betrachteten sie den Weg, den sie Beide gegangen waren, vom glückseligen Beginn im Morgenrote der Liebe, bis in die düsteren Tiefen der Vereinsamung hinein. Wo Stella sich den eigenwilligen Pfad erwählte, da war es doch der große Schicksalslenker gewesen, der sie einem Ziele entgegengeführt hatte, von dem ihr nicht träumte; sie von aller Eitelkeit lösend dem Himmel entgegen, und ihn zum Manne reisend und denen zugesellend, die mit Fug und Recht das Salz der Erde heißen.

Welch' ein geweihter Tempel das Krankenzimmer werden kann, voll Glaube, Liebe und Geduld, voll lächelnder Gewißheit, während die gesunde Welt draußen ihre rastlosen Pläne und Hoffnungen auf das Ungewisse setzt, — Gott allein weiß es! —

Als die Rosen in schönster Blüte standen, wölbte sich ein frischer Hügel unter den ernstesten Tannen des Friedhofs. Liebevolle Hände hatten ihn fast unter Blumen verborgen. Allabendlich, wenn es zu dunkeln begann, kniete ein Mann am weißen Marmorkreuz nieder, heiße Thränen fielen auf das

Grab seiner Liebe, seines schönen schnell entflohenen Erdenglückes, — Thränen, wie nur die Jugend sie in leidenschaftlicher Sehnsucht weint. Allein der zur späten Stunde einsam Heimkehrende war kein schwärmender Jüngling, sondern ein starker Mann, festen Schrittes auf der Erde wandelnd, der seine freudige Thatkraft gehörte, und mit hellem Adlerblick hinauf schauend zum Stern der Treue, zu seinem Leitstern auf dem Pfade des Lebens. —

